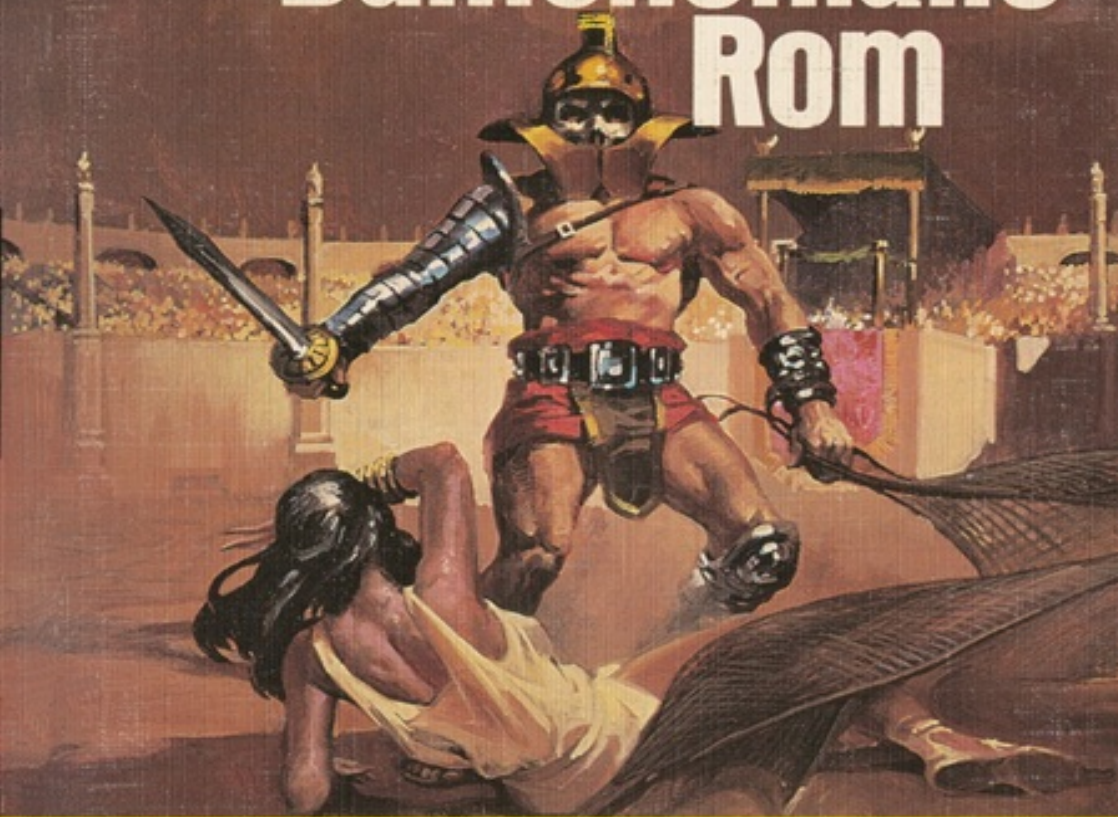


GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Dämonenfalle Rom



**BASTEI
LUBBE**

**Die große Horror-Serie
von Jason Dark**



Dämonenfalle Rom

John Sinclair Taschenbuch Nr. 27

von Jason Dark

erschienen am 14.06.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Bastei Verlag

Dämonenfalle Rom

Sarah Goldwyn, die Horror-Oma, hatte in einem Preisausschreiben eine 7-Tage-Reise für zwei Personen nach Rom gewonnen. Wen sollte sie mitnehmen? Sie entschied sich für Glenda Perkins, meine Sekretärin. Beide flogen in den Urlaub und landeten in der Hölle.

Aus der fernen Vergangenheit der Stadt erschien eine unheimlicher Gladiator, der einen furchtbaren Amoklauf begann.

Der Alarmruf erreicht mich in London, und ich jagte nach Rom. In den düsteren Katakomben der Millionenstadt kämpfte ich inmitten von lebenden Toten um das Leben der beiden Frauen...

Die alte Frau war allein in der Kirche. Hinter dem Eingangsportal blieb sie für einen Moment stehen, hob den Kopf und schaute den Mittelgang zwischen den beiden Bankreihen bis zum Altar entlang hinter dem das große Holzkreuz alles überragte.

Als sie es mit ihren Blicken erfaßte, da durchlief ein Beben ihre Gestalt, und der schmale Mund mit den dünnen Lippen verzog sich zu einem feinen Lächeln.

Das Kreuz der Hoffnung das Zeichen des Sieges. Mochten die Zeiten auch noch so schlecht sein, keiner konnte es besiegen, obwohl es seit 2000 Jahren versucht wurde.

Signora Fächetti bekreuzigte sich. Sie hatte zuvor zwei Fingerspitzen in das mit Weihwasser gefüllte Becken getaucht und spürte jetzt die Kühle der Tropfen auf ihrer faltigen Haut.

Jeden Tag besuchte sie die kleine Kirche, die ihr zweites Zuhause geworden war. Sie betete für sich, für ihren verstorbenen Mann, für die Kinder, die Rom alle verlassen hatten, um woanders Arbeit zu finden, und sie betete für die Welt.

Wenn Fremde die Kirche betraten, bezeichneten sie das Gotteshaus als kleines Kunstwerk. Zwei Kriege hatte sie überdauert, stand wie ein Fels in der Brandung der Zeit und bot den Gläubigen Schutz. Die Wand- und Deckenmalereien setzten sich aus vielen kleinen Kunstwerken zusammen. Da hatte ein wahrer Meister den Pinsel geführt, und auch die beiden Beichtstühle an den Seiten sowie die Sitzbänke zeugten von meisterhafter Schnitzkunst.

Ein heftiger Atemzug entrang sich der Brust der Frau. Sie zog das dunkle Tuch fester um den Kopf, als sie die nächsten Schritte voringing und ihren Platz ansteuerte.

Er lag vorn. Sie kniete sich immer in die erste Bankreihe rechts vom Altar. Dort verging dann die stille Stunde im Gebet. Schmale Fenster unterbrachen das Mauerwerk. Sie besaßen bunte Scheiben, aus Einzelstücken zusammengefügt, die ein unregelmäßiges

geometrisches Muster bildeten.

Zwar drang das matte Tageslicht hindurch, es wurde allerdings stark gefiltert, so daß im Innern der Kirche ein permanentes Dämmerlicht herrschte.

Signora Fachetti hielt den Kopf gesenkt und die Hände gefaltet. Obwohl sie den Weg in die Kirche täglich ging und jeden Stein auf dem Boden kannte, hatte sie am heutigen Tage ein anderes Gefühl. Bei ihrem Eintritt schon hatte sie dies feststellen können, es war über sie gekommen wie ein Schauer, und sie suchte verzweifelt nach dem Grund, ohne ihn jedoch finden zu können.

Es lag etwas in der Luft...

Eigentlich hatte sie mit dem Pfarrer sprechen wollen. Er hätte sie vielleicht verstanden, denn dieses Gefühl war nicht zum erstenmal wie ein plötzlicher Sturmwind über sie gekommen. Signora Fachetti kannte es sehr gut. Als ihr Mann starb, da hatte sie es ebenfalls erlebt. Zwei Tage vor seinem Tod wußte sie Bescheid, daß er sterben würde. Was würde demnächst geschehen?

Sie dachte an ihre Söhne. Drei waren es. Ob sie sich in Gefahr befanden und ihnen etwas zustieß? Signora Fachetti verspürte Angst, und sie beschloß, an diesem Tage besonders intensiv zu beten. An der ersten Bankreihe blieb sie stehen. Der schmale Mund zuckte. Sie spürte ein trockenes Gefühl in der Kehle und hörte ihr schwaches Herz laut schlagen.

Vorsichtig hob sie einen Fuß an und setzte ihn auf das Holz in der Bankreihe. Auf Zehenspitzen schob sie sich ein Stück weiter, denn die dumpfen Laufgeräusche empfand sie in der herrschenden Stille als störend.

Die Bänke bestanden aus schwarz gebeiztem Holz. Obwohl die Signora bereits eine alte Frau war, ließ sie es sich nicht nehmen und fiel auf die Knie.

Sie wäre nie auf den Gedanken gekommen, sich hinzustellen oder

zu setzen. Demut hatte ihr Leben stets begleitet und würde bis zum Tod auch nicht von ihrer Seite weichen.

Schwer stützte sie die Arme auf, hielt die gefalteten Hände hoch und schaute auf den Altar. Schmucklos lag er vor ihren Augen. Kein prunkvoller oder protziger Opferstein. Der Tabernakel hatte dort seinen Platz gefunden, eine Kerze ebenfalls, außerdem ein Strauß Frühlingsblumen.

Das Licht der Kerze brannte ruhig, ein Zeichen, daß kein Durchzug in der Kirche herrschte.

Signora Fachetti senkte den Kopf. Ihre Lippen bewegten sich dabei, flüsternd drangen die bittenden Worte aus ihrem Mund, und sie wartete darauf, einzutauchen in die Trance des Gebets, wie es an jedem Tag der Fall war.

Heute nicht. Signora Fachetti zeigte sich verwirrt. Sie schüttelte den Kopf, zwinkerte mit den Augen, holte tief Atem, um sich zu konzentrieren, aber sie schaffte es nicht.

Einiges war anders.

Keine Konzentration, und als sie ihren Blick in die Runde schweifen ließ, da kam es ihr vor, als hätte sich das Innere der Kirche sehr verändert. Es bot ihr keinen Schutz mehr. Die dicken Mauern schienen durchlässig zu sein, und zwar durchlässig für etwas anderes, für das Böse vielleicht? Sie schluckte. Feucht schimmerten die Augen, Tränen füllten sie aus, und etwas legte sich um ihre Brust, erschwerte das Atmen und zog das Herz zusammen.

Die Angst wurde stärker.

Jetzt sprach sie lauter. Sie konnte nicht mehr still für sich beten, sie mußte die Worte hören, damit sie sich an ihnen aufrichtete, um neuen Mut zu schöpfen.

»Gefahr, alte Frau. Die Gefahr kommt...«

Der Hauch einer Stimme, wie vom Wind herbeigeweht.

»Gefahr...«

Sie zuckte hoch. Ihre Gesichtszüge versteinerten, sie begann zu zittern; und sie schaute sich suchend um, damit sie den Sprecher entdecken konnte.

»Gefahr...«

Nein, um Himmels willen, nein. Das war kein Sprecher, sondern eine Sprecherin. Sie hatte die alte Frau gewarnt, und die Signora merkte, daß eine Gänsehaut über ihren Rücken kroch, als sie sich in die Höhe stemmte und sich umschaute.

Wo steckte die Ruferin?

Signora Fachetti sah nichts. Sie schaute in die leere Kirche hinein. Von der Sprecherin war kein Rockzipfel zu erkennen. Aber die Alte hatte sich nicht getäuscht. Da war eine Stimme gewesen, die sie angesprochen hatte.

Die alte Frau überlegte, was sie tun sollte, und kam zu dem Entschluß, den Pfarrer zu benachrichtigen. Er mußte ihr helfen, allein wurde sie mit diesem seltsamen Phänomen nicht fertig.

Es war nicht nur seltsam, sie empfand es gleichzeitig als bedrückend. Eine furchtbare Drohung lag über ihr und schien sie erdrücken zu wollen. Was ihr noch nie in ihrem langen Leben passiert war, das geschah jetzt. Die Kirche kam ihr wie ein Gefängnis vor, und es schien ihr, als würden die Mauern zusammenrücken und der Raum zwischen ihnen immer kleiner werden.

»Nein!« flüsterte die Signora. »Nein, bitte nicht! Was ist das alles hier? Ich...« Sie verstummte, denn in Höhe des Altars geschah etwas, für das sie keine Erklärung fand. Eine Erscheinung...

Signora Fachetti hielt den Atem an. Die Augen in ihrem faltigen Gesicht weiteten sich. Sie dachte an die zahlreichen Marienerscheinungen, über die sie gelesen hatte. Würde auch ihr so etwas widerfahren? Offenbarte die Mutter...

Ihre Gedanken stockten, denn die Lichterscheinung nahe des Altars

überstrahlte alles. Vielleicht blendete sie auch, und die alte Frau spürte, daß etwas auf sie zukam, gegen das sie sich nicht wehren konnte. Es war etwas Fremdes, etwas nie Erlebtes, etwas Ungeheures. Ein Geist...

Sie atmete heftig und schnell. Das Herz raste in ihrer Brust, und sie hörte nicht nur die Stimme aus dem Licht kommen, sie sah auch ein Gesicht. Ein altes Gesicht, das Gesicht einer Frau!

Signora Fachetti war wie vor den Kopf geschlagen. Dieses Frauengesicht konnte nicht die Heilige Maria sein, nein, die wurde anders beschrieben, es mußte sich um jene Frau handeln, die... Als ihr die Tragweite ihrer Gedankengänge bewußt wurde, da begann sie zu zittern, denn sie entdeckte über dem Altar den Beweis für ihre Vermutungen.

Nicht ein Gesicht war dort zu sehen, sondern mehrere. Sie hatten sich praktisch übereinandergeschoben, und es sah so aus, als bestünden die Gesichter aus mehreren Schichten.

Vielleicht zwölf?

Wieso kam sie gerade auf die Zahl zwölf? Es mußte einen Grund haben. Trotz des Wirrwarrs ihrer Gedanken gelang es ihr, sie zu ordnen, und ihr fiel der Grund tatsächlich ein.

Zwölf Gesichter, zwölf Frauen - aber nur ein Name. Sibylle!

Das war es. Sibylle! Ein Erbe aus dem Altertum. Unter dem Namen Sibylle vereinigte man zwölf weissagende Frauen, deren Orakel auf eine Prophezeiung zurückgingen, die ihre Weissagungen in einer Quellgrotte in Eritria verkündet hatte.

Sibylle und die Sibyllinischen Schriften! Beides hing zusammen. Beides waren Prophezeiungen, die auch die Christen der Urkirche und das Judentum mit übernommen hatten.

Diese Schriften, angeblich verbrannt, doch oft genug zitiert, warnten vor Unheil. Wenn Gefahr in der Luft lag, dann wurden sie befragt, was zu tun war.

Und nun zeigte sich ihr die Sibylle mit den zwölf Gesichtern der Frauen, die zu ihr gehörten.

Signora Fachetti schluchzte auf. Ihre Mundwinkel zuckten. Was sie erlebte, das grenzte schon an ein Wunder, und sie schaffte es, ihre Angst zu überwinden und den Blick klar und standhaft auf die Erscheinung zu bannen.

Wovor wollten sie warnen?

Diese große, alles umfassende Frage stellte sich der einsamen Besucherin, und, ohne es zu merken, umklammerten ihre Hände das Holz der Kirchenbank. Sie hatte vor, eine Frage zu stellen, öffnete auch den Mund, wobei es ihr unmöglich war, auch nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Das schaffte sie einfach nicht, die seltsame Erscheinung hielt sie zu sehr in ihrem Bann.

Hell waren die Stimmen. Obwohl sie eigentlich nur eine hörte, glaubte sie, zwölf herauszufinden, und diese zwölf Stimmen der Sibylle wurden in ihren Warnungen konkreter.

»Er kommt zurück. Er wird seine blutigen Taten weiter fortführen. Er hat die Christen damals gehaßt und wird sie auch heute hassen, denn er ist nicht tot. Scorpio...«

Das war der Name.

Scorpio!

Signora Fachetti sank zusammen. Sie konnte damit nichts anfangen, noch nichts, denn der Name Scorpio war vielfältig. Es gab Tausende in der Riesenstadt Rom.

Was hatte das zu bedeuten?

»Scorpio«, flüsterte die Signora. »Scorpio...« Sie hob den Blick, um noch einmal nachzufragen und nachzuschauen. Es war nicht mehr möglich. So lautlos, wie die Erscheinung der Sibylle entstanden war, so verschwand sie auch wieder.

Aus, vorbei...

Zurück blieb die einsame Beterin. Und ein Name, den sie

vernommen hatte. Scorpio...

Eine Gefahr. Ein Begriff, der Angst machen konnte. Angst für die Heilige Stadt. Über den ahnungslosen Menschen schwebte unsichtbar das Schwert des Todes.

Sie ahnten nichts, sie würden auch nichts wissen, wenn die ersten Taten geschehen waren. Nur sie, Eleonora Fachetti, wußte es. Die Erscheinung der Sibylle hatte sich ihr offenbart.

Mit wem konnte sie darüber sprechen? Wer würde ihr glauben? Der Pfarrer? Möglicherweise, aber er bildete gleichzeitig ein Hindernis. Er war ein junger Mann, erst knapp ein Jahr in der Gemeinde tätig. Dementsprechend waren auch seine Ansichten. Er hielt nichts mehr von den alten Warnungen und Weissagungen, das entnahm sie auch seinen Predigten. Der Pfarrer würde ihr kaum Glauben schenken, und wenn, dann würde er nichts unternehmen und es als Spinnereien einer alten Frau abtun.

Sie wußte nicht, was sie machen sollte, und sie fühlte, daß jemand ihr eine schwere Bürde aufgeladen hatte, unter der sie seelisch zusammenbrechen konnte.

Signora Fachetti wollte auch nicht länger in der Kirche bleiben. Hier war nicht mehr der Platz für sie, und trotz ihrer Zweifel mußte sie jemand finden, mit dem sie über die drohende Gefahr sprechen konnte. Mit gebeugtem Rücken verließ sie die Bankreihe und schritt auf ihren alten Füßen schlurfend den Mittelgang hinab, um sich dem Ausgang zu nähern. Jeder Schritt kostete sie Überwindung. Sie besaß nicht mehr die Kraft, der Gang war noch schwerer geworden, aus ihren Augen rannen Tränen, und die Verzweiflung schüttelte sie durch. Vor dem Becken mit dem Weihwasser blieb sie für einen Moment stehen, tauchte die Finger hinein und schlug ein Kreuzzeichen. Irgendwie fühlte sie sich danach erleichtert, und sie warf auch wieder einen Blick zurück zum Altar.

Er sah aus wie immer.

Nur die Kerzenflamme war erloschen!

Ein Zeichen? Ein böses Omen vielleicht? Signora Fachetti schrak zusammen. Noch nie war so etwas geschehen. Wie konnte die Flamme erlöschen, wenn kein Wind herrschte?

Sie verglich die Flamme mit ihrem Leben. Stand sie bereits dicht vor dem Ende? Hatte sie die Warnung nur empfangen, um sie mit hinüber ins Jenseits zu nehmen? Es waren schwere Gedanken, die sie da wälzte, aber sie konnte sie nicht von der Hand weisen.

Es wurde wirklich Zeit, daß sie mit jemandem darüber sprach, bevor es zu spät war. Ihre Bewegungen wurden hastiger, als sie sich umwandte und dem kleinen Portal zustrebte. Die Klinke bestand aus Eisen. Sie ließ sich nur schwer nach unten drücken, und Signora Fachetti mußte sich schon gegen die Tür lehnen, um sie aufzubekommen.

Sonnenlicht traf sie. Sonne im Februar.

Rom hatte einen Winter erlebt, der wohl in die Annalen der Stadt eingehen würde. Kaum Kälte, fast immer frühlingshaftes Wetter, und auch im Februar stiegen die Temperaturen weit über den sonst jahresüblichen Durchschnitt.

Es war trotz allem eine blasse Sonne. Der kleine Platz vor der Kirche schimmerte in einem seltsamen Licht. Der Kies erschien ihr fast weiß, und die Hecke besaß noch keine Blätter.

Nach dem Platz begann der schmale Weg. Ein Auto hatte Mühe, ihn hochzufahren, die Häuser standen sehr dicht beieinander. Reiche Menschen wohnten hier nicht. In dieser Gegend herrschten Armut und große Arbeitslosigkeit.

Sie war allein, und der Kies knirschte unter ihren Sohlen, als sie vorging. Den Kopf hielt sie gesenkt, die Augen waren zu Boden gerichtet, sie nahm die Umwelt kaum wahr, die sie umgab. Sie wollte es auf irgendeine Art und Weise auch nicht, denn sie war lieber allein mit sich selbst.

Sogar die Schritte hörte sie nicht, die sich ihr näherten. Erst als ein Schatten über sie fiel, blieb sie stehen und hob den Kopf. Signora Fachetti erschrak zutiefst, denn vor ihr stand ein Mann, den sie noch nie gesehen hatte. Ein Fremder!

Er trug dunkle Kleidung, war aber kein Pfarrer. Sein Gesicht schimmerte bleich.

Die alte Frau preßte ihre Hand gegen die Brust und fühlte den harten Herzschlag.

Der Mann lachte leise.

Endlich überwand sich die alte Frau und erkundigte sich nach dem Namen des Fremden. »Wer... wer sind Sie?«

»Ich bin Scorpio!«

Nein! Sie wollte schreien, aber sie schaffte es nicht und blieb stumm. Nur in ihren Augen war zu lesen, was sie in diesen schrecklichen Momenten empfand.

Scorpio!

Vor Minuten hatte sie die Warnung erhalten, nun stand er vor ihr. Obwohl er aussah wie ein Mensch, kam er ihr ungemein grausam vor. Schlimm, dämonisch...

»Du weißt es also?« Scorpios Augen blickten kalt wie Eis. »Du weißt es bestimmt!« flüsterte er scharf und kam langsam näher. »Ja, ich sehe es dir an, aber du wirst nichts mehr sagen können. Scorpio ist zurückgekommen und beginnt dort, wo er damals, vor langer Zeit aufgehört hat...«

»Nein, nein!« keuchte die Frau. »Das kannst du nicht machen. Wirklich nicht. Ich...«

»Doch, ich kann es. Glaube es mir. Ich kann alles machen. Ich habe damals in den Katakomben geherrscht. Ich habe sie gefunden und furchtbare Rache genommen, und ich bin wieder da!« Sein Arm schoß vor, die Hand war zur Krallen ausgebreitet, und sie packte zu, wie das Greifwerkzeug eines Raubvogels.

Signora Fachetti war nicht schnell genug. Selbst eine jüngere wäre dieser blitzschnell zustoßenden Bewegungen nicht entkommen, die alte Frau erst recht nicht.

Fünf Finger wühlten sich in den Stoff der Kleidung, sie drehten ihn herum, und mit der anderen Hand griff Scorpio unter seine Jacke. Er schlug sie dabei zurück, so daß die Frau seine furchtbare Waffe sehen konnte.

Es war ein kurzes Kampfschwert, wie sie es von Bildern gekannt hatte, denn diese Waffen wurden von den Gladiatoren im alten Rom getragen, wenn sie in der Arena gegen die wilden Tiere kämpften. Er war der letzte Eindruck, den die Frau aus dem Leben mitnahm. Plötzlich spürte sie das Ziehen in der Brust, das ihren Körper auseinanderzureißen drohte, und dieses Gefühl setzte sich bis in den Kopf hinein fort.

Erst der Schmerz, danach die Schatten.

Sie waren da, glichen gewaltigen Wolken, die sie umfingen und mit hinabzertrten in ein Reich ohne Wiederkehr.

Scorpio brauchte sein Schwert nicht mehr zu ziehen. Er hielt bereits eine Tote fest.

Aus seinem Mund drang ein Lachen. Er ließ die alte Frau los, die zusammensackte und wie ein dunkles Bündel, aus dem nur ihr Gesicht bleich und blaß hervorstach, auf dem Boden liegenblieb. In den letzten Sekunden des Lebens war es zu einer Maske der Angst geworden. Die schrecklichen Eindrücke standen wie festgefroren in den Zügen. Scorpio wandte sich ab.

Er ging davon, war wie ein Phantom. Seine Ankunft war nicht bemerkt worden, sein Verschwinden wurde ebenfalls nicht registriert. Aber er war da.

Und Rom würde es spüren...

Überall standen Köpfe!

Abgeschlagene Köpfe. Manche skelettiert, andere wiederum mit Haut überzogen. Es gab auch Leichen, uralte Tote, die in Nischen lagen und nie mehr erwachen würden. Ein penetranter Geruch durchzog die unterirdischen Kammern und machte das Atmen zur Qual. Ein scheußlicher Traum hatte die Schläferin überfallen, und sie wälzte sich von einer Seite auf die andere. Die dünne Decke hatte sie zur Seite gestrampelt. Sie lag halb auf dem Boden, und das Nachthemd der Frau war hochgerutscht bis zu den Schenkeln. Ein feiner Schweißfilm schimmerte auf der Haut, denn der Alptraum steigerte sich noch, als plötzlich zwischen den Leichen eine unheimliche Gestalt mit einem Schwert erschien.

Die Schläferin verkrampfte sich, aus ihren Händen wurden Fäuste, sie wollte schreien, weglaufen, aber die Gestalt ließ es nicht zu. Wie eine Mauer stand sie vor ihr.

Zu erkennen war sie nicht. Nur einen Schatten konnte die Schläferin sehen. Einen drohenden Schatten, der alles in sich hineinzusaugen schien, was es gab.

Eine finstere Drohung ging von ihm aus. Eine Drohung, die vernichten konnte, auch die Menschen.

Jetzt war sie da, fiel über den Körper.

Der Schrei!

Eigentlich mehr ein gewaltiges Stöhnen, das durch den Raum schwang und die einsame Schläferin weckte.

Glenda Perkins schoß in die Höhe. Ohne sich darüber klarzuwerden, was sie eigentlich getan hatte, setzte sie sich erst hin, schwang ihre Beine über die Bettkante, stand neben dem Bett und fühlte den Schwindel, der in ihr hochstieg, so daß sie Mühe hatte, sich auf den Beinen zu halten.

Sie fiel nach rechts. Dort befand sich die kleine Nachtkonsole, und auf ihr stand die Kugellampe. Die Bewegung war eingefahren, so daß es ihr sofort gelang, den Schalter zu finden, und die Birne in der

Kugel wurde hell.

Erst jetzt ließ sich Glenda Perkins zurückfallen, atmete tief und röchelnd, knetete ihr Gesicht und drückte die Finger gegen ihre Augen. Hatte sie den Traum endlich hinter sich? Furchtbar. Sie konnte es sich nicht erklären, aber dieser Alp hatte sie so gequält, daß sie sich völlig erschöpft fühlte.

Jetzt fror sie auch wieder, denn der Schweiß auf ihrer Haut trocknete allmählich.

Glenda ließ sich zurückfallen, fühlte die Matratze unter ihrem Rücken und zog die Decke wieder an sich.

Schlaf würde sie keinen mehr finden. Nicht nach diesem Traum, der ihr Innerstes aufgewühlt hatte. Ihr Herz klopfte heftig, es schlug fast oben im Hals. Trotz großer Anstrengungen konnte sie ein Zittern ihrer Glieder nicht unterdrücken, und sie dachte krampfhaft darüber nach, in welchem Zusammenhang dieser Traum stand.

Hatte es vielleicht etwas mit Jane Collins, der ehemaligen Detektivin, zu tun, die sie einmal hatte vernichten wollen? Es war ihr nicht gelungen, doch nach diesem Fall war Glenda Perkins für einige Zeit zu den Conollys gezogen, bevor sie nach zwei Wochen wieder den Mut fand, in ihre Wohnung zurückzukehren.

Alles war normal verlaufen, bis auf diesen Traum jetzt, der mit Jane wohl nichts zu tun hatte, denn sie oder ihre Meisterin Wikka, waren darin nicht vorgekommen.

Es mußte einen anderen Grund gehabt haben, denn Träume haben immer einen Grund.

Es gelang Glenda nur schwer, die Eindrücke zu verwischen. Zu sehr wirkten sie nach. Sie hämmerten in ihrem Kopf, wieder entstanden die Bilder, und sie erlebte die einzelnen Szenen fast noch einmal durch, nur nicht so intensiv.

Was hatte der Traum zu bedeuten?

Die Frage wurde für sie zu einer Quälerei. Weshalb hatte sie diese

schreckliche Umgebung gesehen, all die Toten, die Leichen, die Schädel, und sie hatte sogar noch den Geruch wahrgenommen, der von diesen Gestalten ausging.

Leichengeruch?

Glenda schüttelte den Kopf. Sie glaubte jetzt noch den penetranten Geruch in ihrer Nase zu spüren, und sie stand auf, um sich ein Glas Wasser zu holen.

Mit schweren Schritten ging sie in die Küche. Ihre Beine zitterten, denn sie hatte das Gefühl, als würde der Schock erst jetzt kommen. In der kleinen Diele mußte sie sich an den Türrahmen lehnen und Luft holen. Sie tankte den Sauerstoff tief in ihre Lungen, zog die Nase hoch, drehte den Kopf, wobei ihre Blicke auf die drei gepackten Koffer fielen. Es waren ein großer und zwei kleinere Koffer, die nahe der Wohnungstür standen, und sie erinnerten Glenda wieder daran, daß sich einiges geändert hatte.

Wenigstens ab dem nächsten Tag ändern würde, denn da wollte sie zusammen mit Lady Sarah Goldwyn eine Reise nach Rom, in die Ewige Stadt, antreten.

Sarah Goldwyn hatte sie eingeladen, weil sie eine zweite Person suchte, die sie begleitete, denn den Gewinn eines Preisausschreibens ließ man nur ungern verfallen.

Eine Woche sollte der Aufenthalt in Rom dauern.

Urlaub hatte Glenda noch genug zu bekommen. Nach Rücksprache mit ihrem Chef, Sir James Powell, der nichts gegen die freien Tage einzuwenden hatte, stimmte sie zu.

Und jetzt dieser Traum!

Sollte sie ihn vielleicht als eine Warnung verstehen, die Reise nicht in Angriff zu nehmen?

Das war die große Frage, und Glenda grübelte auch über eine Antwort nach, ohne eine zu finden. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß es irgend etwas an dieser Reise geben sollte, das nicht in

Ordnung war. Alles normal.

Sie ging in die Küche und machte Licht. Aus dem Schrank nahm sie ein Glas, ließ das Wasser einen Augenblick laufen, bevor sie die Glasöffnung unter den Strahl hielt.

Langsam trank sie. In kleinen Schlucken nahm sie das kalte Wasser zu sich, das erfrischend durch ihre Kehle in den Magen rann, und sie fühlte sich allmählich besser, obwohl ihre Hände anfangen zu zittern. Als das Gefäß leer war, stellte sie es ab, schluckte noch einmal und wischte über ihre Lippen.

Ebenso langsam ging sie zurück in das Schlafzimmer, wo sie auf der Bettkante Platz nahm. Ihre Gedanken drehten sich weiterhin um den seltsamen Traum, wobei sie darüber nachdachte, ob sie vielleicht John Sinclair anrufen sollte.

Mit einem Blick auf die Uhr stellte sie fest, daß es eine Stunde nach Mitternacht war. Ein bißchen spät für einen Anruf, und als so dringend schätzte sie ihren Traum auch nicht ein.

Zudem mußte John ebenfalls früh aufstehen, denn er hatte sich angeboten, sie und Mrs. Goldwyn zum Flughafen Heathrow zu fahren, damit sie das Geld für ein Taxi sparen konnten.

Glenda Perkins ließ sich wieder nach hinten sinken und verschränkte die Arme hinter dem Kopf.

Wie sollte das alles noch weitergehen? Seltsam, daß ihr dieser Gedanke so plötzlich kam. Sie dachte auch an John Sinclair, denn sie vergaß nicht die Nacht, die sie beide vor einigen Monaten wie in einem Rausch erlebt hatten, nachdem der Satan mit den vier Armen von John vernichtet worden war. Sie hätte gern gesehen, wenn John auch noch mitgefahren wäre, aber das war nicht drin. Die Dämonen machten auch keinen Urlaub, so war ein Mann wie John Sinclair praktisch gezwungen, sich danach zu richten. Für fünf Uhr hatte sie den Wecker gestellt. Zwei Stunden lag sie erst im Bett, und sie versuchte, noch ein wenig Schlaf zu bekommen, was ihr allerdings

nur schwerlich gelang.

Die Erinnerung an den Alptraum ließ sich nicht löschen. Sie kehrte zurück, und der Scharfen, den sie bei ihrem ersten Traum gesehen hatte, wurde größer und größer, bis er schließlich alles verschlang...

Ich war an diesem Morgen früh aufgestanden, denn ich hatte versprochen, zwei Damen zum Flughafen zu bringen.

Die eine war an die 70, hieß Sarah Goldwyn und hatte einen Spitznamen bekommen: Horror-Oma. Dies nicht zu Unrecht, denn Lady Sarah war auf dem Gruselsektor und allem, was damit zusammenhing, ein wahres Phänomen. Sie sammelte Gruselromane, besorgte sich auch Sekundärliteratur, ging in Gruselfilme und hatte sich in ihrem Haus eine regelrechte Gruselkammer eingerichtet, denn was dort an Büchern über dieses Thema stand, konnte so leicht keine Bibliothek aufweisen. Die Anzahl wurde ständig vergrößert, denn Lady Sarah fand auf Flohmärkten und in Antik-Shops noch immer Schätze, die sie nicht kannte, deshalb sofort kaufte, um sie ihrer Sammlung einzuverleiben. Gruseln ist in - gruseln blieb in. Wenigstens bei Sarah Goldwyn, die auf dem Dachboden noch ein Video-Gerät und einen Schmalfilmprojektor aufgebaut hatte, um sich die entsprechenden Filme in aller Ruhe anschauen zu können. Die meisten davon hatte sie schon im Kino gesehen, aber sie sammelte die Streifen und konnte sich dieses Hobby auch finanziell erlauben, denn als dreifache Witwe hatte ihr jeder ihrer verstorbenen Männer eine hübsche Summe hinterlassen, die gute Zinsen brachte. Wobei Sarah Goldwyn, und das wußten nur wenige, einen Großteil des Geldes nahm und ihn einer wohltätigen Stiftung gab, damit ein wenig Elend in der Welt gelindert werden konnte. So war sie eben.

Und mit ihr fuhr Glenda Perkins, meine Sekretaria Ich gönnte ihr die Zeit. Sollte sie sich eine Woche entspannen, und Rom ist nun wirklich eine besondere Stadt. Um dort alles zu sehen, reichte

sicherlich ein Jahr nicht aus. Ich war mir sicher, daß die beiden Frauen Abwechslung genug bekommen würden und die Tage ihres Urlaubs wie im Flug vergingen. Lächeln mußte ich, daß ausgerechnet Lady Sarah in einem Preisausschreiben gewonnen hatte. Eine Pizza-Firma hatte es ins Leben gerufen, und der erste Preis ging an die Horror-Oma. Da sie allein lebte, aber nicht allein fahren wollte, war es ihr gelungen, Glenda als Begleiterin mitzunehmen.

Darüber dachte ich nach, als ich in der kleinen Cafeteria am Flughafen saß und auf die beiden Frauen wartete, die noch etwas einkaufen wollten.

Trotz der frühen Stunde herrschte bereits reger Betrieb, und die Fahrt zum Flughafen war ohne Zwischenfälle verlaufen. Nicht wie vor einigen Wochen, als ich Mandra Korab abholen wollte, denn da war ich von Wikkas Schlangen überfallen worden und hatte Mandra nicht treffen können, den es ebenfalls erwischt hatte. Jane Collins hatte ihn reingelegt und in die Schlangengrube geschleppt^[1]

Vor mir stand eine große Tasse Kaffee, an der ich hin und wieder nippte. Müde war ich nicht mehr, die Fahrt zum Flughafen hatte den letzten Rest aus meinem Körper verscheucht.

»Schmeckt der Kaffee?« hörte ich hinter mir eine Stimme und drehte mich um.

Glenda und Sarah kamen zurück. Sie trugen nur noch ihre Handtaschen, das übrige Gepäck war aufgegeben worden.

»Man kann ihn trinken«, erwiderte ich, »aber mit deinem nicht zu vergleichen.«

Glenda lachte, nahm auf dem Hocker links neben mir Platz, während ich Lady Sarah auf einen anderen an der rechten Seite half. »Nun, ich bin keine alte Frau«, beschwerte sie sich. »Ich werde doch wohl einen Barhocker allein erklimmen können.«

»Ich sah mich nur als Kavalier.«

»So einer alten Schachtel gegenüber, mein Junge? Schau lieber zu

Glenda hin. Die ist knusprig, da ist noch etwas dran. Aber bei mir ist alles vorbei.«

»Wie man's nimmt...«

»Oder willst du fahren?« fragte mich die Horror-Oma, die einen leichten Mantel trug, den sie jetzt aufgeknöpft hatte, so daß die zahlreichen, um ihren Hals hängenden Ketten zu sehen waren.

»Wie?«

Sarah Goldwyn verzog das Gesicht. »Stell dich doch nicht so an, John. Du kannst ruhig fahren, wirklich. Ich verzichte dann. Ihr beide seid wie geschaffen...«

»Mrs. Goldwyn«, mischte sich Glenda ein, wobei sie einen roten Kopf bekommen hatte.

»Habe ich so unrecht?«

Ich grinste und schaute in meine Kaffeetasse. Auf der braunen Oberfläche schimmerte mein Gesicht als Spiegelbild, das verschwamm, als ich die Tasse bewegte. »Na ja, ich meine...«

»Kinder, macht mir doch nichts vor. Zwischen euch beiden war etwas. Ihr könnt es abstreiten oder auch nicht, für mich bleibt die Tatsache bestehen.«

Ich schielte zu Glenda rüber. Ihr Gesicht war noch roter geworden, ein Zugeständnis, und die Zunge huschte über ihre vollen Lippen. Glenda trug einen grünen Pullover mit dunkelgelben Querstreifen und einen grünen Cordrock. Den leichten Mantel hatte sie über ihre angezogenen Beine gelegt.

»Es ist ja auch nichts Verbotenes«, redete Lady Sarah weiter und bestellte einen Tee. Glenda hatte ebenfalls einen vor sich stehen. »Ihr seid erwachsen, und niemand kann euch einen Vorwurf machen. Also, nehmt es leicht.«

»Was?« fragte ich.

»Na das.«

»Wir sind eben Menschen«, meinte ich und kassierte einen leichten

Stupser von Glenda, denn mit den letzten Worten hatte ich praktisch zugegeben, daß etwas zwischen uns gewesen war.

Lady Sarah hatte mich genau verstanden, denn sie lachte, wechselte allerdings das Thema und fragte: »Ist dir nicht auch aufgefallen, John, daß Glenda gar nicht gut aussieht?«

»Wieso?«

»Sie scheint unausgeschlafen zu sein.«

Ich drehte meinen Kopf zu Glenda. Tatsächlich lagen dunkle Ringe unter ihren Augen, und ich fragte: »Stimmt das, Glenda, was Lady Sarah vermutet?«

»Ach wo.«

»Kind«, sagte die Horror-Oma. »Ich habe den scharfen Blick eines Falken. Du hast keine besondere Nacht hinter dir.«

Da lachte Glenda. »In der Tat, es stimmt. Ich habe furchtbar geträumt.«

»Von mir?« fragte ich.

»Nein, diesmal nicht, obwohl man auch von dir furchtbar träumen kann, mein Lieber.«

»Aber nur, wenn sich eine Frau vernachlässigt fühlt«, schaltete sich die Horror-Oma ein. »Streng dich an, John, und vergiß hin und wieder deine Dämonen.«

»Das versuche ich ja«, erwiderte ich grinsend. »Aber sie vergessen mich nicht.«

»Undankbare Geschöpfe«, murmelte Sarah Goldwyn. »Sie gönnen einem Menschen auch gar nichts.«

»Ja, da sagst du was.«

»Trotzdem würde ich es an deiner Stelle so einrichten, daß ich mehr Zeit für Glenda hätte.«

»Und ihre Träume?« fragte ich.

»Der Traum war wirklich ein Problem«, gab Glenda zu. »Er war schrecklich, John.«

»Erzähl mal.«

»Hört doch auf!« mischte sich Sarah ein. »Das gibt es doch nicht. Du willst uns nur die Reisestimmung verderben, John. Ich kenne dich genau.«

»Vielleicht ist es gut, wenn John ihn erfährt«, meinte Glenda.

»Dann tu dir keinen Zwang an, Kind.«

»Das war so...« Glenda berichtete von dem Traum, der sich wirklich schrecklich anhörte, und ich war ganz Ohr.

»Eine Erklärung hast du nicht?«

»Nein. Ich weiß auch nicht genau, wo ich mich da befunden habe.«

»Wahrscheinlich in den Katakomben.«

»Du meinst diese großen Gräber?«

»Ja, die gibt es. Als die Christen verfolgt wurden, haben sie in den Katakomben Unterschlupf gefunden. Die gibt es ja heute noch. Man kann sie auch besichtigen.«

»Und wo liegen die genau?« fragte Glenda.

»Am Rand der Stadt. Und immer dicht in der Nähe von Friedhöfen. Viel mehr weiß ich auch nicht.«

»Ich frage mich nur, was der Schatten zu bedeuten hatte«, sagte Glenda mit leiser, ein wenig nachdenklich klingender Stimme. »Das ist nach wie vor noch ein Problem. Und er hatte eine Waffe - ein kurzes Schwert.«

»Vielleicht eine Bedrohung.«

»Gegen mich?«

»Möglich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wer sollte mich bedrohen? Jane Collins hat sich zurückgehalten...« Sie schwieg, nachdem sie den Namen erwähnt hatte, und entschuldigte sich.

»Da ist nichts zu entschuldigen«, erklärte ich ihr. »Es braucht ja nicht unbedingt Jane zu sein.«

»Mach das Mädchen nicht verrückt, John«, mischte sich Sarah

Goldwyn in die Unterhaltung. »Glenda freut sich auf die Reise, und du verleidest sie ihr.«

»Das hatte ich nicht vor. Denn sie hat ja von ihrem Traum berichtet.«

»Trotzdem...«

Ein Gong, der durch die große Halle schallte, unterbrach uns. Der Flug nach Rom wurde aufgerufen, und die Passagiere mußten sich im Aufenthaltsraum bereit halten.

Ich wußte, daß Glenda sich auf die Reise gefreut hatte, dennoch wirkte ihr Lächeln gezwungen, das sie aufgesetzt hatte, als sie sich vom Hocker gleiten ließ.

Hing es mit ihrem Traum zusammen?

Ich beobachtete sie argwöhnisch. Ein wenig blaß schien sie mir schon zu sein. Die Ringe unter den Augen ließen sich nicht verleugnen, und die Reise schien für Glenda unter einem ungünstigen Stern zu stehen. Sie warf ihren Mantel über die Schultern, während sie auf mich zukam. Ihrem Blick merkte ich an, daß sie etwas sagen wollte, und ich nickte ihr aufmunternd zu. »Rück schon raus mit der Sprache«, forderte ich bewußt lässig.

Sie ging noch einen Schritt weiter und blieb erst dann stehen, als wir uns berührten. »Weißt du, John, ich habe zwar keine Angst, aber falls irgend etwas sein sollte, kann ich dann auf dich zählen?«

»Immer, Mädchen.«

»Dann ist es gut.« Sie beugte sich vor, meine Arme öffneten sich automatisch, und ich drückte sie an mich. So ähnlich hatte es auch damals angefangen in meiner Wohnung.

Ich spürte die Wärme ihrer Haut, und unsere Lippen berührten sich zu einem flüchtigen Abschiedskuß, dann hörte ich ihre Stimme dicht an meinem Ohr, und sie war nur ein Hauch.

»Ich fühle die Gefahr, John. Ich kann es dir nicht beschreiben, aber sie ist vorhanden.«

»Okay, Glenda. Du weißt, wo du mich erreichen kannst. Suko, Bill und ich sind immer für dich da. Wenn es sein muß, springen wir in die Hölle, Kleines.«

»Das weiß ich ja, und deshalb fahre ich auch, weil die Unterstützung hinter mir steht.«

»He, ihr beiden Turteltauben, ihr seid ja verliebter, als ich alte Frau annehmen konnte. Es wird Zeit, oder soll ich nicht lieber hierbleiben und euch beide nach Rom schicken?«

Wir lösten uns hastig. »Nein, nein, Lady Sarah«, sagte ich. »Bleibt ihr mal zusammen. Wir schaukeln die Sache schon.«

»Wer ist wir?«

»Na, Suko und ich. Wir übernehmen die Arbeiten im Sekretariat.«

Ich verabschiedete mich nur noch von der Horror-Oma und nahm auch sie in die Arme. Verstohlen flüsterte sie: »Ich gebe schon auf die Kleine acht, mein Junge. Ihr wird nichts passieren. Laß das mal die alte Sarah machen.« Dann zuckte sie zurück und hob grüßend den Arm, bevor sie sich bei der jüngeren Glenda Perkins einhakte.

Ich schaute den beiden nach, und an der Sperre drehte sich Glenda Perkins noch einmal um. Dabei glaubte ich, ein verlorenes Lächeln auf ihren Lippen zu sehen, obwohl es Unsinn war, dies anzunehmen, denn Glenda befand sich zu weit entfernt. Ich wollte zusehen, wenn die Maschine in den trüben Londoner Himmel stieg. Noch war er dunkel, aber auf und in der Nähe des Rollfeldes brannten zahlreiche Lichter, die regelrechte Kränze abgaben. Ich zündete mir eine Zigarette an. Lady Sarah war jetzt verschwunden. Sie hätte sicherlich wieder geschimpft. Rauchend blieb ich vor der großen Scheibe stehen, durch die ich auf das Rollfeld schauen konnte, wo die Passagiere die Maschine bereits durch den schwenkbaren Tunnel betraten.

Gut drei Stunden würde der Direktflug dauern. In Rom, so hatte ich gehört, sollte bereits Frühlingswetter herrschen. Und das im Februar!

Aber auch die Inseln waren nicht gerade mit winterlichem Wetter verwöhnt worden, was mir auf eine gewisse Art und Weise gut gefiel, denn Schnee und Glatteis sind Gift für Autofahrer. Nach ungefähr zehn Minuten rollte die Maschine zum Start. Die Positionsleuchten blinkten wie die Augen eines Riesen, der sie immer mal wieder zusammenkniff und öffnete.

Erkennen konnte ich natürlich nichts, wußte nur, daß Glenda und Lady Sarah ziemlich vorn in dem Metallvogel saßen. Das Meisterwerk der Technik wurde schneller und schneller, bis es vom Boden abhob und in den noch immer dunklen Morgenhimmel stieß, wobei es schnell an Höhe gewann und seine Positionsleuchten wie Glühwürmchen in der Finsternis verschwanden.

Ich drehte mich um und ging. Der Burberry war nicht geschlossen. Meine Hände steckte ich in die Manteltaschen, und es war ein sehr nachdenklicher John Sinclair, der sich dem Ausgang näherte. Obwohl ich es Glenda gegenüber nicht zugegeben hatte, aber mich hatte ihr Traum ein wenig beunruhigt...

Rom!

Mein Gott, was war über diese Stadt nicht alles geschrieben worden. Bücher, die sich mit ihr beschäftigten, konnten Regalwände füllen. Vom Altertum bis hin zur Neuzeit hatte die Hauptstadt Italiens nichts von ihrer Faszination verloren.

Rom war ein Ereignis. Rom konnte man kaum in Worte fassen, weil das Repertoire nicht ausreichte.

Alle Wege führen nach Rom, so hieß ein Sprichwort, und es hatte auch in der modernen Zeit seine Wirkung nicht verloren. Deshalb freuten sich Lady Sarah und Glenda Perkins so auf diese Stadt. Die Horror-Oma war schon des öfteren dagewesen, mit ihrem zweiten Mann sogar auf der Hochzeitsreise, wie sie ein wenig schäm voll gestand. Da hatten sie die Museen besucht, die Kirchen, vor allen

Dingen den Petersdom, sie hatten das Capitol, den Trevi-Brunnen, die Engelsburg und natürlich das Kolosseum gesehen. Einschließlich des Forum Romanum, der für die Einwohner Roms ein Markt- und Versammlungsort war. Und sie waren den Palatin hochgestiegen, den ersten der sieben bewohnten Hügel der Stadt.

»Das alles werden wir uns ansehen, Kindchen«, erklärte Lady Sarah, und sie brachte Glenda tatsächlich auf andere Gedanken, so daß sie ihren Traum vergaß.

»Möchtest du noch etwas sehen, Mädchen?« fragte die Horror-Oma.

»Ja.« Glenda lachte. »Die Via Veneto!«

Lady Sarah schlug sich gegen die Stirn. »Sicher, entschuldige, das hatte ich vergessen. Du mußt einer alten Schachtel wie mir schon verzeihen, daß ich an so etwas nicht denke. Na ja, wenn man teuer einkaufen will...«

»Lady Sarah, das Geld dazu habe ich nicht. Ich möchte nur einmal schauen.«

»Das werden wir auch.«

Nach ihrer Ankunft, sie wohnten im Hotel Flora, einem komfortablen Haus im antiken Stil, direkt an der Via Veneto, hatten sie sich frisch gemacht und waren ein wenig gebummelt.

Erstaunlich, welches Tempo Lady Sarah vorlegte, und sie gab der wesentlich jüngeren Glenda so manchen Tip.

So verging der erste Tag wie im Flug, und auch der zweite steckte voller Überraschungen, denn sie nahmen sich nun die antiken Stätten der Millionenstadt vor.

Dabei fuhren sie mit dem Bus, und standen manchmal eingekeilt in drangvoller Enge.

Zum Abschluß hatten sie sich einen Besuch beim Trevi-Brunnen vorgenommen.

Fontana di Trevi, wie der große Glücksbrunnen offiziell hieß.

»Haben wir genügend Kleingeld?« fragte Lady Sarah, als sie mit Glenda über den Platz vor dem Brunnen spazierte und dahinter das antike große Säulenbauwerk sah.

»Das habe ich mir aufbewahrt. Ein paar Pennies möchte ich gern opfern.«

»Und was wünschst du dir?«

»Kann ich noch nicht sagen.«

»Sollte es mit John Sinclair zusammenhängen?«

»Vielleicht.«

»Man sagt ja, daß das, was man sich wünscht, in Erfüllung geht, wenn man das Geld hineingeworfen hat.«

»Aber man darf es auch keinem verraten.«

»Leider.«

Sie schlenderten über den Platz. Glenda Perkins konnte nur den Kopf schütteln. Es herrschte ein großer Andrang. Mit Bussen wurden die Touristen angekarrt. Die junge Engländerin hatte gedacht, im Februar Ruhe zu finden, das erwies sich als Irrtum. Besucher waren immer unterwegs, zudem war der Brunnen sehr bekannt.

»Es ist sogar ein Film über den Brunnen gedreht worden«, sagte die Horror-Oma.

»Ich weiß. ›Three coins in a Fountain.««

»Ja, drei Münzen im Brunnen...«

Zum Glück war es nicht so voll, daß sie auf dem Rand des Brunnens keinen Platz mehr gefunden hätten. Dort ließen sie sich nieder und schauten auch hoch zum Himmel, der sich in einer seltsamen Bläue über ihre Köpfe spannte und auf dem hin und wieder weiße Tupfer zu sehen waren, die sich als Wolken entpuppten. Sie sahen aus wie Wattebäusche, die eine gewaltige Hand wahllos verteilt hatte. Die Temperaturen lagen bei fünfzehn Grad. Völlig unnormal für den Winter, aber nicht für Rom, das mit südlicher Sonne laufend verwöhnt wurde.

»Irgendwie bin ich kaputt«, sagte Lady Sarah aufatmend, als sie sich gesetzt hatte. »Ich merke allmählich, daß ich nicht mehr die Jüngste bin.«

»Sollen wir zum Hotel fahren?«

»Nein, Kindchen, so etwas kommt nicht in Frage. Wir bleiben schon hier, machen ein kleines Pauschen und werden anschließend so richtig schön und gut essen gehen.«

»Und meine Figur, Lady Sarah? An die denken Sie wohl gar nicht.«

»Die ist genau richtig. Du bist nicht zu schlank und nicht zu dick.«

»Ich weiß nicht...«

Lady Sarah hörte nicht zu. Sie lauschte dem Plätschern des Wassers. Es schoß aus den Düsen hinter ihnen und fiel zurück in das Sammelbecken, ein ewig gleichbleibendes Spiel.

Glenda drehte sich um. Die Wasserfontänen interessierten sie nicht so sehr, sie schaute in das Becken, konnte bei diesem klaren Wasser bis auf den Grund sehen und entdeckte die zahlreichen Geldstücke, die von den Besuchern in den Brunnen geworfen waren.

Nicht weit entfernt saßen amerikanische Touristen. Es waren junge Mädchen, die sich einen Spaß daraus machten, haufenweise Centstücke über die Schultern in den Brunnen zu werfen. - Glenda hatte mal gehört, daß in der Nacht die Gassenjungen der Stadt kamen, in den Brunnen sprangen und das Geld herausholten.

»Hast du die Pennies, Glenda, die ich dir gegeben habe?« fragte Lady Sarah. Bisher hatte sie mit geschlossenen Augen dagesessen. Nun öffnete sie den Blick und schaute Glenda an, die bereits in ihrer Tasche herumwühlte und das Geld hervorholte. Sie klimperte mit den Münzen.

»Hier sind sie.«

»Gib mir bitte eine!«

Lady Sarah bekam sie, ließ das kleine Geldstück auf dem flachen Handteller liegen, schaute es sich noch einmal an und schloß die

Augen.

»Wünschen Sie sich jetzt etwas, Lady Sarah?« fragte Glenda.

»Ja. Man darf es zwar nicht verraten, aber sollte es einer Person gelten, dann müßte diese Person es eigentlich fühlen.« Nach diesen Worten schloß Lady Sarah Goldwyn die Augen und schleuderte den Penny über ihre rechte Schulter in das hinter ihr liegende Wasser.

Das Geldstück versank, »Und jetzt du, Glenda.«

»Klar.« Glenda hielt zwei Münzen in den Händen.

»Gleich zwei?« wunderte sich die Horror-Oma.

»Ja, ich hab' auch einen besonderen Wunsch.«

»Den du mir sicherlich nicht verraten wirst - oder?«

Glenda schüttelte die schwarze Haarmähne. »Nein, das auf keinen Fall. Sie haben ja selbst gesagt, Lady Sarah, das man dies nicht machen soll. Daran halte ich mich.«

»Richtig, Kindchen. Und vergiß nicht, deine Augen zu schließen, sonst hat alles keinen Sinn.«

Glenda Perkins folgte genau den Anweisungen. Sie schloß die Augen, gab ihrem rechten Arm Schwung und schleuderte die beiden Münzen über ihre Schulter hinein in den Brunnen.

Lächelnd wurde sie von Sarah Goldwyn beobachtet. Als Glenda wieder die Augen öffnete und den Blick der alten Dame auf sich gerichtet sah, wurde sie tatsächlich ein wenig rot.

»Waren die Wünsche so schlimm?« fragte Sarah Goldwyn.

»Nein. Ich würde sagen, sie waren normal.«

»Dann ist es gut, und sie gehen sicherlich in Erfüllung.«

»Das wäre schön.«

Beide lachten, denn sie wußten sicherlich, was Glenda sich gewünscht hatte. Die junge Engländerin drehte sich auf dem Rand sitzend um und schaute in das Wasser.

»Was suchst du?«

»Meinen Penny.«

Jetzt setzte sich auch Lady Sarah anders hin »Bei den vielen Geldstücken wirst du ihn kaum finden.«

»Mal sehen.«

»Du kannst ja links suchen. Ich schaue mal auf der rechten Seite nach.«

»Ich habe ihn mit einem roten Punkt gekennzeichnet,« erklärte Glenda. »Der Nagellack wird kaum abgehen.«

»Das glaube ich auch.«

Die beiden Frauen suchten jetzt getrennt. Glenda hatte sich weit vorgebeugt und schaute in das sich bewegende Wasser, das einen bläulichen Schimmer besaß.

Das Geld zahlreicher Währungen lag auf dem Grund des Brunnens. Deshalb war es für Glenda so schwierig, genau ihr Geldstück zu finden, immer vorausgesetzt, daß es auch mit der gekennzeichneten Stelle nach oben liegengeblieben war.

Die junge Engländerin schaute sehr intensiv nach. Sie suchte Stück für Stück den Brunnenboden ab. Ihr Gesicht spiegelte sich auf der Oberfläche des Wassers, und es wurde zu einer verschwommenen Fratze, wenn die Wellen zu stark heranrollten.

Sogar die einer rötlichen Fratze...

Glenda stutzte, denn sie hatte den Farbton genau erkannt. Wenn etwas rötlich schimmerte, konnte das nur die von ihr gekennzeichnete Münze sein, und dieses Schimmern kam von der rechten Seite, wobei es von den Wellen an sie herangetragen wurde.

Seltsam...

Glenda verfolgte den Weg mit ihren Blicken, wobei sie den Kopf schüttelte, denn dieser Farbton besaß nie seinen Ursprung an ihrer Münze. Da steckte etwas anderes dahinter.

Sie schluckte.

Schlieren wanderten heran. Lange Fäden, rosa in der Farbe, die immer schwächer wurde, je mehr von dem normalen Wasser

hinzukam und das Zeug verdünnte.

Hatte noch jemand Farbstoff in den Brunnen geworfen!

Glenda hielt es nicht mehr auf dem Fleck. Sie wollte den Grund herausfinden und mußte sich deswegen ein wenig nach rechts bewegen. Sie ging zwei große Schritte und sah, daß die roten Schlieren direkt vor ihr aus dem Wasser hoch an die Oberfläche stiegen. Die Ursache allerdings entdeckte sie nicht. Durch den Brunnenrand war sie ihr verborgen geblieben, denn er besaß an der Innenseite eine Höhlung. So blieb die Quelle der seltsamen Farbgebung Glenda verborgen.

Sie hatte sich die ganze Zeit über schon gefragt, was der rote Schimmer nur bedeuten konnte, und für sie gab es eigentlich nur eine Lösung. Blut!

Tief saugte sie den Atem ein.

Plötzlich bemerkte sie das Zittern, und sie mußte sich überwinden, als sie beide Hände in das Wasser tauchte, sich ein wenig vorbeugte und die Arme nach innen drückte.

Etwas geriet zwischen ihre Finger, das sich seltsam anfühlte. Glatt und gleichzeitig schleimig, Wie Haare...

Glenda Perkins wollte es genau wissen, als sie tief Luft holte und den eingeklemmten Gegenstand hervorriß. Im nächsten Augenblick erstarrte sie vor Entsetzen. Glenda Perkins hielt einen Kopf in der Hand!

Es dauerte Sekunden, bis sich der Schrei aus ihrer Kehle löste. In dieser Zeit war sie gewissermaßen gezwungen, sich das grausame Fundstück genauer zu betrachten. Die Haut war aufgeschwemmt und wirkte gleichzeitig wie eine erstarrte Puddingmasse. Als zwei gläserne Kugeln konnte man die Augen bezeichnen, und aus dem Mundwinkel rann ein blasser Blutstreifen, der eine rosarote Farbe bekommen hatte. Ein grauenhaftes Bild. Die Haare klebten auf dem

Kopf wie eine dunkle Fettschicht.

Jetzt erst schrie Glenda.

Sie schüttelte sich dabei, und ihr Schrei drang gellend über den Platz vor dem Brunnen. Auf einmal konnte sie den Schädel nicht mehr festhalten. Er rutschte ihr aus den Fingern, prallte auf den Brunnenrand, bekam das Übergewicht und verschwand wieder im Wasser.

Trotzdem war die Szene beobachtet worden. Zahlreiche Menschen hatten Glenda gesehen, wie sie ihr schauriges Fundstück in beiden Händen hielt, und sie hatten auch den Schrei vernommen. Der vervielfältigte sich. Ein Schrei, den auch die anderen Kehlen ausstießen, und die Touristen, die sich in Glendas Nähe befanden, spritzten auseinander. Sie wollten nur weg von dem Ort des Grauens, wo die schwarzhaarige Glenda mit verzerrtem Gesicht stand und in den Brunnen starrte. Auf dem Grund lag der Kopf. Die Wellen bewegten ihn und schoben ihn von einer Seite auf die andere.

Lady Sarah hatte ebenfalls bemerkt, was geschehen war. Schon bei Glendas erstem Schrei war sie herumgefahren und hatte auch das schaurige Bild mit ansehen müssen. Sie wollte zu Glenda hin, nachdem sie ihre Schrecksekunden überwunden hatte, aber die Menschen waren wie eine Mauer. Sie versperrten ihr den Weg, Lady Sarah konnte nicht mehr weiter und war froh, von den Flüchtenden nicht zu Boden gestoßen zu werden.

Schließlich hatte sie freie Bahn und bewegte sich so schnell wie möglich auf Glenda Perlons zu, die sie als ihren Schützling ansah. Den Stock, den sie in London oft bei sich trug, hatte sie im Hotel gelassen, und sie zog Glenda an sich, wobei sie über deren Haar strich und das Schluchzen vernahm, das aus dem Mund der jungen Frau drang. Glenda war am Ende ihrer Kraft. Sie hatte den Kopf gesenkt und die Stirn gegen die Schulter der Horror-Oma gepreßt. Sie stammelte auch Sätze, und Lady Sarah glaubte, das Wort Traum

herauszuhören, sprach Glenda allerdings nicht darauf an, sondern redete beruhigend auf sie ein und drehte sie so, daß sie nicht auf das Wasser des Trevi-Brunnens zu schauen brauchte. Es war schrecklich.

Mit Worten kaum zu beschreiben. Inmitten dieser Idylle hatte das Schicksal grauenhaft zugeschlagen. Ein Schicksal, für das es keine Erklärung oder Entschuldigung gab.

Glenda schluchzte. Aus ihren Augen rannen Tränen, der Körper bebte, sie hielt den Kopf gesenkt, die Stirn war gegen Mrs. Goldwyns Schulter gepreßt.

»Okay, Kindchen, beruhige dich. Ich weiß, es ist schlimm, aber du mußt erst einmal nicht daran denken.« Sie redete noch weiter, obwohl sie annahm, von Glenda kaum verstanden zu werden.

Über deren Schulter konnte Lady Sarah hinwegsehen. Die Menschen hatten sich weit zurückgezogen, niemand wollte so recht am Ort des schaurigen Geschehens bleiben. Sarah Goldwyn und Glenda Perkins waren die einzigen, die noch an dieser Seite des Brunnens standen. Vielleicht zwei Minuten waren seit der schrecklichen Entdeckung vergangen, als die Horror-Oma die ersten Uniformierten sah, die über den Vorplatz rannten.

Zwei Carabinieri waren inzwischen alarmiert worden. Mit hochroten Gesichtern blieben sie neben den beiden Frauen stehen und sprachen auf sie ein, während die Horror-Oma nur auf den Brunnen deutete. Jetzt sahen auch die Polizisten den Kopf.

Das Blut wich aus ihren Gesichtern. Sie traten zurück und bekreuzigten sich beide. So etwas Grauensvolles hatten sie in ihrem Leben noch nie gesehen.

Einer blieb bei den Frauen, während der zweite so rasch wie möglich wegrannte, um wahrscheinlich die Mordkommission zu alarmieren. Der Zurückgebliebene war sprach-und fassungslos. Er stand da, schaute zu Boden und bekam kein Wort über die Lippen.

Italiens Polizisten waren durch den politischen und auch den Mafia-Terror viel gewohnt, aber dieser grausame Fund schlug selbst dem Carabinieri auf den Magen.

Glenda beruhigte sich nur schwer. Immer wieder schluchzte sie auf. Sie hatte einen Schock bekommen, und Lady Sarah versuchte sie so gut wie möglich zu trösten.

Schließlich vernahmen sie die Sirenen. Wenig später jagte mit kreischenden Reifen ein Wagen der Polizei auf den Vorplatz, gefolgt von zwei anderen Fahrzeugen, die ebenfalls ruckartig gebremst wurden und die Männer der Mordkommission entließen.

Im Nu gab es das große Chaos. Lady Sarah und Glenda wurden zur Seite gedrückt, die Experten der Spurensicherung begannen mit ihrer Arbeit, und der Chef der Mordkommission bat die beiden, auf keinen Fall wegzulaufen.

»Das hatten wir auch nicht vor«, erklärte die Horror-Oma in ihrer Heimatsprache.

Als der Kommissar auf deutsch antwortete, nickte sie zufrieden. Dann brauchte sie nicht ihre mageren Italienisch-Kenntnisse aus der Kiste zu kramen.

Dafür beobachtete sie den Kommissar.

Er war ein Gummiball-Typ. So springlebendig wirbelte er herum und scheuchte auch seine Leute durcheinander, damit niemand herum-oder im Wege stand. Am markantesten war der Schnäuzer des Mannes. Ein richtiger Busch wuchs auf der Oberlippe, dafür waren ihm die Haare ausgefallen, so daß man ihn als einen italienischen Kojak ohne Lolli bezeichnen konnte.

Der Kommissar trug einen grünen Anzug, sein Hemd zeigte Flecken, und die Krawatte, breit wie eine Hand, gehörte auch nicht zu den modernsten. Mit der Spitze steckte sie im Hosenbund. Nach einigen Minuten und nachdem er sich den Kopf angeschaut hatte, wandte er sich an die beiden Frauen. Nickend blieb er vor ihnen

stehen.

»So«, sagte er, »darf ich Sie dann in meinen Wagen bitten! Ihre Aussagen sind natürlich sehr wichtig.«

»Das können Sie laut sagen, Kommissar«, erwiderte Lady Sarah. Der Dienstwagen entpuppte sich als geräumiger Fiat, in dem alle Platz fanden. Die beiden Besucher aus England saßen auf dem Rücksitz, während der Kommissar vorn hockte und sich während des Gesprächs umdrehte.

Er stellte sich als Paolo Rossini vor.

»Verwandt mit dem Komponisten?« fragte Lady Sarah.

»Leider nein. Dann wäre ich nicht bei der Polizei und würde statt dessen von den Tantiemen leben.«

»Man kann nie wissen.«

»Kommen wir zum Fall!« Rossini wischte über seine Glatze. »Wenn Sie mir zuerst Ihre Namen sagen könnten und woher Sie kommen. Es ist eine Formalität, die leider immer durchgeführt werden muß, wenn Sie verstehen.«

»Sicher«, antwortete Lady Sarah. »Ich habe selbst genug mit der Polizei zu tun.«

»Ach ja?«

»Nicht wie Sie denken. Die Polizei in London gehört zu meinen Freunden, aber ich habe den Kopf nicht gefunden, sondern Signorina Perkins. An sie müssen Sie sich wenden.«

»Natürlich.«

Glenda hob den Kopf. In ihren Augen stand nach wie vor die Angst. Die Lippen zitterten, die Wangenmuskeln zuckten. Ihre Haut war bleich wie Kalk.

»Möchten Sie eine Beruhigungsspritze?« erkundigte sich der Kommissar höflich.

Glenda lehnte ab.

»Dann fühlen Sie sich in der Lage, meine Fragen zu beantworten,

Signorina Perkins?«

»Ich hoffe es.«

In der nächsten Viertelstunde bewies Rossini seine Klasse. Er stellte die Fragen gezielt. Da war nichts um den heißen Brei geredet, sondern der Kern der Sache wurde immer getroffen.

Glenda erwies sich zudem als eine gute Zeugin. Sie verschwieg nichts, und Rossini kam dazu, sich einige Notizen zu machen. Als Glenda geendet hatte, seufzte er schwer. »Das ist wieder ein harter Brocken«, murmelte er.

»Wieso wieder?« Lady Sarah hatte genau zugehört und hakte ein.

»Dies ist nicht der erste Kopf, den wir gefunden haben!«

»Was?«

»Leider, Signora. Schon der vierte. Alles deutet darauf hin, daß wir es mit einem Wahnsinnigen zu tun haben, der Rom unsicher macht.«

»Haben Sie denn Spuren?«

»Kaum.«

»Und standen die Toten irgendwie miteinander in Verbindung?« wollte die Horror-Oma wissen.

»Das ist der einzige Hinweis. Wir haben im Vorleben der Ermordeten nachgeforscht. Die drei Toten gehörten einer Sekte an, die sich mit dem Gebiet der Mystik befaßt und der mystischen Geschichte unserer Stadt. Wie Sie sicher wissen, gab es zur Zeit der Christenverfolgung eine gewisse Schicht, die sich stark der Magie verschrieben hatte und irgendwelchen Dämonen huldigte. Einen solchen Dämon hat die Sekte verehrt.«

»Wie hieß er denn?«

»Scorpio!«

Lady Sarah überlegte. »Noch nie gehört.«

Der Kommissar lachte. »Das kann ich mir vorstellen. Scorpio war ein Gladiator, den keiner besiegen konnte. Aus welchem Grund dies möglich war, konnte niemand sagen. Da tappen die Historiker im

dunkeln. Die Legende erzählt, daß er einen Pakt mit einem Dämon geschlossen haben soll.«

»Glauben Sie daran, Signore?« fragte die Horror-Oma.

»Nein.« Die Antwort klang überzeugend. »Sie etwa?«

»Unter Umständen schon. Wenn Sie keine andere Lösung wissen, dann bleibt doch nur die eine.«

»Aber nicht mit einem Dämon.«

»Nennen Sie eine bessere.«

»Wir bekommen sie noch heraus, verlassen Sie sich darauf, Signora. Auf jeden Fall möchte ich Sie beide bitten, die Stadt in den nächsten beiden Tagen nicht zu verlassen. Wäre das möglich?«

»Natürlich.« Lady Sarah nickte. »Wir hatten sowieso vor, noch etwas zu bleiben.«

»Es tut mir ja leid, daß so etwas passiert ist und Sie sich gestört fühlen, aber ich kann die Verbrecher leider nicht dazu kriegen, aus Rom zu verschwinden.«

»Falls es Verbrecher waren.«

»Da habe ich Ihnen aber einen Floh ins Ohr gesetzt mit dem Dämon.«

Die Horror-Oma schüttelt den Kopf. »Keinen Floh, sondern etwas sehr Gutes. Scorpio scheint interessant zu sein. Sie müssen ihn nur noch finden.«

»Das versuchen wir.«

»Haben Sie sonst noch Fragen?« erkundigte sich Lady Sarah.

»Nein, eigentlich nicht. Wenn es noch etwas geben sollte, melden wir uns.«

»Unsere Adresse hier habe ich Ihnen ja gegeben.« Lady Sarah öffnete die Tür.

»Und lassen Sie sich Rom nicht verleiden!« rief der Kommissar ihnen zum Abschied noch nach.

»Auf keinen Fall.«

Mrs. Goldwyn hatte kein Interesse daran, sich noch einmal am Tatort umzuschauen. Sie wollte so rasch wie möglich ins Hotel. Und dies mit einem Taxi.

Die Worte des Kommissars spukten in ihrem Kopf herum. Es schienen bei diesen Morden tatsächlich finstere Mächte am Werk zu sein, und sie dachte auch an Glendas Traum.

Glenda hatte von einem Schatten geträumt, der auf sie zukam und ein Schwert in der Hand hielt. Das war sehr seltsam, wenn sie einmal Vergleiche anstellte.

Man hatte einen Kopf gefunden. Dieser Kopf war mit einem glatten Streich vom Rumpf abgetrennt worden. Welche Waffe kam dafür in Frage? Natürlich ein Schwert.

Lady Sarah schüttelte den Kopf. Um ihre Lippen zuckte ein schmales Lächeln. Sie wußte selbst, daß diese Theorie sehr weit hergeholt war, aber hatte die Vergangenheit sie nicht gelehrt, daß gerade solche Theorien, die sehr unwahrscheinlich klangen, manchmal zutrafen? Scorpio!

Auch über den Namen grübelte sie nach. Sie dachte an ihre Literatur, die in London in den Regalen stand. Beim Studium der Bücher war ihr der Name Scorpio allerdings noch nicht über den Weg gelaufen. Das mußte ein neuer Dämon sein, ein dämonischer Gladiator, über den es sicherlich hier in Rom Literatur gab.

Der Aufenthalt würde jedenfalls nicht langweilig werden, dessen war Lady Sarah sicher.

Sie schaute auf Glenda. Die junge Frau schritt neben ihr her und ging wie eine Marionette. Ihrem Gesicht war abzulesen, daß sich ihre Gedanken ganz woanders bewegten.

»Mein Traum!« flüsterte sie plötzlich. »Ich habe es geahnt, Lady Sarah.«

»Unsinn...«

»Doch, doch...«

»Aber was sollte dieser Gladiator mit dir zu tun haben, Glenda?«

»Das weiß ich eben nicht. Vielleicht gibt es eine Verbindung.«

Glenda blieb stehen und hob die Schultern. »Ich denke da an Wikka und Jane Collins. Möglicherweise stehen sie und der Gladiator miteinander in Verbindung.«

Lady Sarah schwieg. Auch eine recht gewagte Hypothese, die Glenda da aufstellte, von der Hand weisen wollte Mrs. Sarah Goldwyn sie allerdings nicht.

Sie mußten auch dort vorbei, wo die anderen Touristen sich hingeflüchtet hatten und warteten. Manch besorgte und mitleidige Blicke trafen die beiden, obwohl die Zuschauer froh waren, daß keiner von ihnen das Schreckliche entdeckt hatte.

Ein Taxi fanden sie auch. Vom Trevi-Brunnen bis zur Via Veneto war es nicht weit. Allerdings ruhte der Verkehr teilweise, und der Taxifahrer fuhr sogar über den Gehsteig, um voranzukommen, wobei er seine Hand kaum von der Hupe nahm, die einen röhrenden Klang ausstieß. Glenda merkte von alldem kaum etwas. Sie hockte apathisch auf den angestaubten Polstern und schaute auf ihre Knie. Sarah Goldwyn machte sich Sorgen und auch die ersten Vorwürfe. Sie hätte allein nach Rom reisen sollen, dann wäre Glenda dieser Schock erspart geblieben. Im Hotel »Flora« fuhren sie hoch in ihre Zimmer. »Soll ich bei dir bleiben?« erkundigte sich die Horror-Oma besorgt.

Glenda schüttelte den Kopf. »Nein, lassen Sie nur! Ich möchte mich ein wenig ausruhen.«

»Das verstehe ich. Wenn was ist, klopf nur gegen die Wand. Außerdem schaue ich sowie nach dir.«

»Danke, das ist nett«, erwiderte Glenda tonlos.

»Und noch etwas«, sagte Sarah Goldwyn. »Versuche zu vergessen. Denk nicht mehr daran, dann geht alles klar.«

»Wenn das so einfach wäre«, flüsterte Glenda.

»Versuche es trotzdem.« Lady Sarah nickte ihrem Schützling noch einmal zu und zog sich in ihr Zimmer zurück. Dort ließ sie sich auf die Bettkante fallen und stützte ihr Kinn auf die rechte Handfläche. Mit dem sicheren Instinkt einer sehr weise gewordenen Frau wußte sie genau, daß sich in Rom etwas abspielte, das nicht nur die Polizei der Stadt interessierte, sondern auch den Geisterjäger John Sinclair anmachen mußte.

Hatte er nicht gesagt, daß er kommen würde, wenn sich irgend etwas Außergewöhnliches ereignete?

Lady Sarah beschloß, die Probe aufs Exempel zu machen, stand auf und griff zum Telefonhörer...

Vor dem Dunkelwerden kam Lady Sarah noch einmal in das Zimmer von Glenda Perkins, um nach ihr zu schauen.

Sie fand ihren Schützling auf dem Bett liegend. Licht hatte Glenda nicht eingeschaltet.

»Wie geht es dir denn?« fragte Lady Sarah und ließ sich neben Glenda auf der Bettkante nieder.

»Eigentlich ganz gut.«

»Aber nur eigentlich.«

Glenda lächelte. »Ich wäre lieber in London. Können Sie das verstehen?«

»Und wie.«

»Möchtest du etwas essen?«

»Nein, danke.«

»Ich kann es dir bringen lassen, wenn du willst.«

Glenda schüttelte den Kopf. »Ich habe wirklich keinen Hunger. Zudem müßte ich immer an den Kopf denken, und so etwas ist furchtbar. Nein, bitte nicht!«

»Und zu trinken?«

»Das ja.«

»Moment.«

Die alte Dame stand auf und holte aus dem Zimmer-Kühlschrank eine Flasche mit Saft. Gläser fand sie auch und schenkte ein. Beide tranken. Glenda hatte einen so großen Durst, daß sie das Glas in einem Zug leerte. »Das tat gut«, sagte sie und lächelte.

»Na bitte.«

»Und was haben Sie unternommen?« erkundigte sie sich.

Lady Sarah hob die Schultern. »Ich habe die letzten drei Stunden schon herumbekommen.«

»Mit einem Telefongespräch nach London?«

Die alte Dame lächelte. »Du hast richtig geschaltet, Kind. Ja, ich habe telefoniert.«

Hoffnung glomm in Glendas Augen. »Kommt John denn?«

»Ja.«

»Und wann?«

»Er wird am morgigen Tag hier eintreffen. Fliegt übrigens zur selben Zeit wie wir vorgestern. Und wenn es sich eben machen läßt, bringt er Suko mit.«

»Das wäre gut.« Glenda verzog die Lippen zu einem Lächeln. Dabei schloß sie die Augen, fragte allerdings weiter und wollte wissen, ob Lady Sarah sonst noch etwas unternommen hätte.

»Allerdings«, erwiderte die Horror-Oma.

»Und was?«

»Dieser Name Scorpio ging mir nicht aus dem Sinn. Ich bin davon ausgegangen, daß es Literatur über ihn geben muß und ließ mich in eine Bücherei fahren.«

»Haben Sie etwas entdeckt?«

Lady Sarah nickte heftig, daß ihre zahlreichen Modeschmuck-Ketten heftig gegeneinanderklirrten. »In der Tat habe ich etwas gefunden. In einem Buch über die Christenverfolgung wird der Name Scorpio sehr oft erwähnt. Wenn man den Berichten trauen kann, muß

er ein gewalttätiger Mensch gewesen sein, der einfach nicht zu töten war.«

»Aber er ist gestorben?«

»Ja, er wurde verbrannt, als Nero Rom in Flammen legte. Das stand dort geschrieben. Und dieser mörderische Brand ist auch die letzte Spur, die wir von Scorpio haben.«

»Bis auf die Köpfe.«

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. »Kind, es ist noch nichts bewiesen. Wir können es nur annehmen.«

»Ich glaube fest daran, denn auch ich habe überlegt. Ich sah den Schatten in meinem Traum, und er trug ein Schwert bei sich. Ein kurzes Schwert, mit dem man auch Köpfe abschlagen kann...«

»Denk bitte nicht an so was, Glenda.«

»Ich kann nicht anders. Nach dieser Entdeckung drängt sich mein Traum immer wieder hoch.«

Mrs. Goldwyn nickte. Sie konnte Glenda verstehen. Ihr wäre es sicherlich auch so gegangen, wobei sie sich insgeheim die Frage stellte, was noch alles passieren würde.

Eine Nacht hatten sie zu überstehen, bis John Sinclair da war, dann konnte er sich um den Fall kümmern, wobei die alte Dame hoffte, daß auch Suko mit von der Partie war.

»Vielleicht versuchst du, ein wenig zu schlafen?« schlug Sarah Goldwyn vor.

»Und die Träume?«

Es war nicht von der Hand zu weisen, was Glenda da gesagt hatte. Ja, ihre Träume. Sie würden zurückkehren, daran glaubte sie fest. Vielleicht noch intensiver und brutaler.

Ein paarmal schluckte sie und wischte über ihre feuchte Stirn. Sie wollte es nicht zugeben, doch sie hatte Angst, und auch Lady Sarah stellte dies fest.

»Wenn es dich beruhigt, Glenda, dann verbringe ich die Nacht hier

in deinem Zimmer.«

»Das kann ich nicht annehmen«, erwiderte sie schnell, meinte es jedoch halbherzig, und das merkte auch die alte Dame.

»Keine Bange, Kind, ich bin Kummer gewöhnt. Der Sessel ist breit genug, ich werde mich darin zusammenrollen wie eine Katze und auch Schlaf finden. Aber zuvor muß ich etwas essen. Im Gegensatz zu dir habe ich Hunger. Ich bleibe im Hotel und bin in einer halben Stunde spätestens wieder zurück.«

»Gut...«

Lady Sarah stand auf, lächelte Glenda zu und verließ den Raum. Die Tür verschloß sie behutsam.

Tief atmete Glenda Perkins aus, als von Lady Sarah nichts mehr zu hören war. Nie hätte sie gedacht, daß ihre Romreise, auf die sie sich wirklich so gefreut hatte, auf diese Art und Weise enden würde. War es vielleicht ein böses Omen, daß sie mit John Sinclair und Suko zusammenarbeitete? Sie geriet zwangsläufig in den Dunstkreis ihrer Gegner und wurde auch nicht verschont, wie sie in der Vergangenheit bereits am eigenen Leibe hatte erfahren müssen.

Allein lag sie im Zimmer.

Draußen war die Dämmerung inzwischen verschwunden, sie hatte der Dunkelheit weichen müssen. Der Raum besaß einen kleinen Balkon. Er führte nach vorn, zur Via Veneto, auf der es auch in den frühen Abendstunden kaum ruhiger wurde. Glenda hörte das Hupen der Autos, eine Leuchtreklame glitt bis zu ihrem Fenster hoch und warf einen violetten Schein über den Balkon, der auch die Scheiben durchdrang und sich geisterhaft in den hellen Gardinen fing.

Die junge Engländerin lag angezogen auf dem Bett und hatte ihren Kopf so gedreht, daß sie den Schein beobachten konnte. Im Zwei-Sekunden-Rhythmus kehrte er zurück, und für Glenda hatte er etwas Unheimliches an sich.

Als sie auf dem Gang draußen Schritte hörte, erstarrte sie

regelrecht. Auch vernahm sie Stimmen. Sie unterhielten sich in der französischen Sprache und klangen ab, als die Schritte nicht mehr zu hören waren. Glenda atmete auf. Sie schalt sich selbst eine Närrin, daß sie so überreizt reagierte, und beschloß, in den nächsten Minuten vernünftiger zu sein. Vielleicht sollte sie auch Lady Sarahs Ratschlag annehmen und die Augen schließen. Möglicherweise konnte sie einschlafen, auch ohne Träume.

Glenda versuchte es. Sie lag still wie eine Puppe auf dem Bett und hatte die Hände vor der Brust verschränkt. Wenn die Geräusche von der Straße ein wenig abgeklungen waren, wurde es so still, daß sie ihren eigenen Herzschlag hören konnte. Er kam ihr überlaut vor, und die Schläge hallten in ihrem Kopf noch nach. War es die Angst? Glenda wußte es nicht, ihr war nur klar, daß sie so schnell keinen Schlaf finden würde. Die Ereignisse ließen sich einfach nicht vergessen. Sie waren zu sehr in ihrer Psyche festgebrannt. Außerdem war die Nacht noch lang, in den nächsten Stunden würde es ihr sicherlich gelingen, ein paar Mützen voll Schlaf zu bekommen.

Glenda starrte in das Zimmer. Vom Bett aus konnte sie auch in das kleine Bad sehen, da die Tür zu diesem Raum offenstand. Das Badezimmer lag im Dunkeln. Es besaß keine Fenster, nur einen Abzug unter der Decke.

Glenda hatte nicht auf die Uhr geschaut, als Lady Sarah verschwunden war. Eine halbe Stunde höchstens wollte sie fortbleiben, und Glenda wunderte sich darüber, wie lang diese 30 Minuten sein konnte. Sie wartete und hoffte, denn die Gegenwart der alten Dame gab ihr doch Mut und auch Kraft. Allein fühlte sie sich hilflos. Ihre Hände bewegten sich, wobei die rechte zum Hals hochglitt und nach dem kleinen goldenen Kreuz tastete, das dort an einer schmalen Kette hing. Glenda trug es immer, es war praktisch ihr einziger Schmuck. Dieses Kreuz war geweiht, es hatte einen Segen bekommen, und Glenda hoffte, daß es sie ein wenig schützen

würde. Auch vor dem Schatten?

Abermals dachte sie daran und an die schreckliche Schemenfigur mit dem Schwert, die sich aus der düsteren Wolke herauskristallisiert hatte. War es tatsächlich Scorpio gewesen? Hatte er sein Kommen angekündigt, um Glenda in seinen Bann zu ziehen?

Welchen Grund gab es?

Plötzlich ging Glenda den Fall von einer völlig anderen Seite aus an. Sie dachte wieder an den Schatten, und ihr kam der Spuk in den Sinn. Er war der Herrscher im Reich der Scharten. Dabei war es ihm sogar gelungen, Glenda in seine Welt zu entführen und auch zu verurteilen. Dank des Einsatzes von John Sinclair war es Glenda gelungen, aus dem Todeslabyrinth des Spuks zu fliehen, vor seiner Rache allerdings war sie nicht sicher^[2]

Und der Spuk schickte Schatten.

Als Glenda darüber nachdachte, fühlte sie sich noch stärker allein in diesem Hotelzimmer, schüttelte den Kopf, schluckte ein paarmal und bekam große Augen, als sie entdecken mußte, daß sich innerhalb des Raumes etwas tat.

Schatten entstanden!

Zuerst glaubte sie, daß die Reklame ausgeschaltet worden war. Die jedoch leuchtete weiter, allerdings wurde das violette Licht sehr rasch absorbiert.

Ruckartig setzte sich Glenda auf. Ihr Blick fiel über das Bett, erreichte das Fußende, und sie sah mit Schrecken, was sich dort abspielte. Vom Boden her quollen die Schatten in die Höhe.

Gestaltlose, pechschwarze Gebilde, an zähen Teer erinnernd und trotzdem leicht und schwebend.

Glenda zitterte. Die Angst kehrte zurück Ihr Herz klopfte in einem wahnsinnigen Rhythmus. Schweiß bedeckte ihr Gesicht und wenig später auch den übrigen Körper.

Das Grauen kam.

Und es bewegte sich lautlos. Nicht ein Geräusch war zu hören, als sich die Schatten immer weiter ausbreiteten und als pechschwarze Wolken schon fast den gesamten Raum ausfüllten, so daß sie allmählich der Decke entgegenkrochen.

Glenda Perkins schüttelte sich. Sie bebte, war wie von Sinnen, und ihr Atem glich einem Stöhnen.

Der ganze Vorgang hatte nur Sekunden gedauert, eine kurze Zeitspanne, die Glenda allerdings hätte nutzen sollen. Als sie nämlich reagierte, war es bereits zu spät.

Da hielten die Schatten das Bett umfassen.

Glenda schwang ihren Körper herum. Sie hatte sich umgezogen und trug ein beiges Kleid, das am Rücken ausgeschnitten war und breite Schulterträger besaß.

Hinstellen konnte sich Glenda noch. Sie ging auch einen Schritt zur Seite, weil sie die Tür erreichen wollte, aber da waren die Schatten, und die hielten sie fest.

Was Glenda in den nächsten Sekunden erlebte, war für sie noch schlimmer als der Alptraum. Zudem war es Wirklichkeit geworden, denn die andere Seite verlor keine Zeit mehr.

Die Schatten glichen Wülsten und Wänden aus schwarzem Gummi. Kaum war Glenda hineingetaucht, da ging es nicht mehr weiter, sie prallte gegen und in die Wolke, merkte einen zähen Widerstand, wollte sich drehen und wieder zurück, aber das war auch nicht möglich, denn hinter ihr ballten sich die Schatten zusammen.

Glenda Perkins war gefangen.

In den nächsten Sekunden begann ihr Kampf gegen das Unheimliche, das lautlos in ihr Zimmer gekrochen war. Sie schlug um sich, und es gelang ihr auch, die Arme zu heben, aber sie konnte die Fäuste nicht mehr vorstoßen. Da war das andere, das sie festhielt, nicht lockerließ und Glenda zu sich heranzog.

Ihr Gesicht verzerrte sich. Das Wissen, hier nicht mehr

herauszukommen, steigerte ihre Angst zu einem wahren Todesrausch, gegen den sie sich vergeblich anstremte.

Er war so hart, so drängend und grausam wie die Schatten, die Glenda gepackt hielten.

Sie stöhnte, und sie merkte, daß auch ihre Beine in Mitleidenschaft gezogen wurden, denn in Höhe der Knöchel fühlte sie ebenfalls die gierigen Greifer, die sie umklammerten und allmählich vom Boden hochzogen.

Sie wollte schreien.

Ihr Mund stand bereits offen, und im selben Augenblick verdunkelte sich ihr Gesichtsfeld, als der Schatten über sie fiel und sie gleichzeitig hineintauchte wie in einen Tunnel.

Von ihrem Oberkörper war so gut wie nichts mehr zu erkennen, die Schatten hatten sie verschluckt, und sie rissen die junge Engländerin in eine bodenlose Tiefe, die einem Schacht glich, in dem kein Lichtschein glomm, der allerdings ein Ende besaß.

Und dort lauerte jemand.

Eine unheimliche Gestalt. Schrecklich anzusehen, ein Wesen, daß Glenda zwar in ihrem Traum gesehen hatte, allerdings nie so deutlich wie in diesem Augenblick.

Es war Scorpio, der Gladiator!

Und er hielt in der rechten Klaue sein kurzes Schwert, dessen Spitze auf die langsam heranschwebende Glenda Perkins wies...

»Hat es Ihnen gemundet?« fragte der höfliche Ober und lächelte Sarah Goldwyn an.

Sie nickte und nahm die Serviette, um die Lippen abzutupfen. »Ja, es war ausgezeichnet, vielen Dank! Ich habe selten ein Schnitzel Mailand so perfekt zubereitet bekommen.«

»Wir geben uns auch die größte Mühe, Signora.«

»Und setzen Sie das Essen bitte auf meine Privatrechnung.«

»Gern, Signora.«

Lady Sarah stand auf und legte noch einen Geldschein auf den Tisch. 5000 Lire, die der Ober dankbar nickend in Empfang nahm. Lady Sarah wäre gern ein wenig länger geblieben, aber sie mußte immer an Glenda denken, die sich allein in ihrem Zimmer befand und sicherlich vor lauter Furcht nicht zur Ruhe kam.

Wenn John Sinclair doch nur in greifbarer Nähe gewesen wäre, dann sähe alles anders aus.

Die Horror-Oma schüttelte den Kopf. Sie war einfach zu alt, um solch gefährlichen Gegnern noch den genügenden Widerstand entgegensetzen zu können, denn oft genug war sie in Lebensgefahr geraten. Aber sie hatte bisher großes Glück gehabt, daß immer alles gut ausgelaufen war.

Das konnte sich schnell ändern.

Sie verließ den Lift in der sechsten Etage, wandte sich nach links und schritt den Flur entlang. Vor Glendas Zimmer blieb sie für einen Moment stehen, klopfte und nannte ihren Namen.

Hinter der Tür rührte sich nichts.

Mrs. Goldwyn spürte deutlich den Schweißfilm auf ihrer Stirn. Sie ahnte Schreckliches, öffnete die Tür und fand das Zimmer leer. Auf der Schwelle blieb sie stehen, keuchte und schluckte ein paarmal, bevor ihr die ganze Tragweite dieses Bildes bewußt wurde. Sie dachte sofort an Scorpio und eine Entführung und gab sich die Schuld, daß es dazu gekommen war.

Trotz des Schreckens begann sie nüchtern zu überlegen. Die Polizei wollte sie auf gar keinen Fall hinzuziehen, das hätte überhaupt nichts gebracht. Wichtig war jetzt nur einer.

John Sinclair!

Ich rührte meinen Espresso um, hob den Blick und schaute die mir gegenüberstehende Lady Sarah an. »Und das ist wirklich die einzige

Chance, einen Weg zu diesem Scorpio zu finden?«

»Ja, John. Die einzige. Eine andere Möglichkeit sehe ich nicht. Ich habe mich fast die ganze Nacht herumgetrieben und konnte noch die alten Verbindungen meines letzten Gatten aktivieren. Der Bekannte gab mir die Adresse dieses Bibliothekars.«

»Den werden wir uns dann anschauen«, erwiderte ich und lächelte knapp, während Suko nickte.

Der Inspektor war ebenfalls mit nach Rom geflogen. Ich hatte ihn von Sir James loseisen können, der entweder einen guten Tag gehabt oder nicht richtig zugehört hatte. Sein »Okay« war das wichtigste gewesen, und Lady Sarah erwartete uns am Flughafen mit der Nachricht, daß Glenda Perkins verschwunden war.

Ein Schock, in der Tat.

Wir waren dann mit dem Taxi nach Rom hineingefahren und hatten eine Cafeteria gefunden, in der wir uns ungestört unterhalten konnten. Ich erfuhr von den schlimmen Dingen, die in der Zwischenzeit geschehen waren, und besonders Glendas Verschwinden bereitete mir große Sorgen.

Nun hatte Sarah Goldwyn ausgezeichnet vorgearbeitet und außerdem versucht, mehr über den geheimnisvollen Gladiator in Erfahrung zu bringen.

Bis auf den Tip hatte sie nichts bekommen, aber wir wollten uns den Mann zuerst ansehen, bevor wir uns nach einer Unterkunft umschaute. Der Knabe hieß Ennio Carra und hatte nicht nur als normaler Bibliothekar gearbeitet, sondern auch für zwei Jahre in den Diensten des Papstes gestanden und in der Bibliothek des Vatikans mitgeholfen, die Schriften zu erhalten.

Es rankten sich ja zahlreiche Legenden um diese Bibliothek, die für Normalsterbliche verschlossen blieb - dazu zählte ich mich unter anderem auch -, aber das war nicht unser Problem. Wir hofften stark, daß uns Ennio Carra im Falle des Gladiators Scorpio weiterbringen

würde.

Ich zahlte die kleine Rechnung. Suko stand bereits vor dem Lokal und suchte nach einem Taxi. Unser Gepäck hatten wir in einem Schließfach des Flughafens gelassen, allerdings schleppte ich die silberne Banane, den Bumerang mit mir herum. Man konnte nie wissen, ob man ihn nicht brauchte.

Es dauerte etwa zwei Minuten, bis wir einen Wagen hatten. Wie konnte es anders sein? Es war ein Fiat. Dunkelrot lackiert, mit einer schmutzigen Schicht überlagert und mit zahlreichen Beulen versehen, die auf eine rasante Fahrweise des Lenkers schließen ließen. Unser Ziel lag jenseits des Tibers, nicht weit vom Petersdom entfernt, also nahe dem Vatikan. Wir fuhren über die Brücke San Angelo und erreichten die breite Prachtstraße Via delle Conciliazione, die direkt auf den Platz vor dem Petersdom mündet.

Bis zum Dom fuhren wir nicht, sondern bogen zuvor in die Via Orfeo ein. Den Namen konnte ich mir noch merken, danach befanden wir uns in einem Straßenwirrwarr, das mich an Paris erinnerte, nur wurde hier noch rasanter gefahren.

Das Haus des Ennio Carra lag ein wenig erhöht. Es war auf einem Hügel gebaut worden, der mich an einen schiefen Buckel erinnerte. Drei Häuser zählte ich, aber kein Grün, sah man von einem schmalen Rasenstreifen einmal ab.

Die letzten Schritte gingen wir zu Fuß.

Das Haus schien einmal einer reichen römischen Familie gehört zu haben, jetzt allerdings sah man schon beim Näherkommen den Verfall. Die an der Front hochführenden Säulen besaßen breite Risse. Ebenso wie das Mauerwerk, und der Stuck unter den Fensterbänken wirkte so, als würde er den nächsten Orkan nicht überstehen.

Überrascht waren wir, daß wir nur den Namen Carra auf einem Klingelschild lasen. Der Mann bewohnte den Kasten allein.

»Das haben Sie uns niemals mitgeteilt, Lady Sarah«, sagte ich, als wir vor der Tür standen.

»Ich hielt es für unwichtig. Signor Carra hat das Haus von einem verstorbenen Onkel geerbt.«

»Na denn«, meinte Suko und drückte auf den weiß schimmernden Knopf. Ein Gong schwang durch das Haus, wenig später erklang ein Summer, und wir drückten die Tür auf.

Die Halle war groß. Wie so oft in Italien bestand der Boden aus Marmor. Er wirkte stumpf. Ein Zeichen, daß ihm die nötige Pflege fehlte. Ennio Carra erwartete uns bereits. Im ersten Augenblick erschrak ich über ihn, denn ich glaubte neben der alten Sitzbank in der Mitte der Halle würde ein Skelett stehen. So mager war der Mann. Zudem rührte er sich auch nicht. Beim Näherkommen stellten wir fest, daß er dennoch lebte, denn er beugte seinen dünnen, vogelähnlichen Kopf zu einer leichten Verbeugung, wobei das schlohweiße Haar nach vorn in die Stirn fiel. Ennio Carra hielt sich sehr gerade. Er stand uns gegenüber wie ein Zinnsoldat, und als er die ersten Worte sprach, hatte ich das Gefühl, mit einem Bariton von der Oper zu reden. So wohlklingend und voll schwangen uns die Worte entgegen.

»Willkommen in meinem Haus«, sagte er in lupenreinem Englisch und begrüßte zuerst Lady Sarah mit einem Handkuß.

Suko und ich wurden per Handschlag willkommen geheißen, wobei wir uns über den Händedruck des Mannes wunderten. In ihm steckte eine große Kraft, die ich ihm nie zugetraut hätte.

»Man hat mich bereits über den Grund Ihres Besuches informiert«, erklärte er uns, »deshalb möchte ich gleich zur Sache kommen, denn ich sehe Ihnen an, daß es eilt. Darf ich Sie dann bitten, mir in den Keller zu folgen?«

Wir schauten uns überrascht an, was Ennio Carra zu einem Lachen veranlaßte. »Ja, ich kann mir vorstellen, daß Sie sich wundern, aber

ich bewohne nun mal das Erdgeschoß und den Keller. Die oberen Etagen sind verfallen, und mir fehlen die finanziellen Mittel für eine Renovierung. Ich bin überhaupt froh, keine Schulden auf dem geerbten Haus zu haben.«

»Wer kann das schon von sich behaupten«, erwiderte ich.

»Eben.« Er verbeugte sich noch einmal und streckte seinen Arm aus, um uns in die Richtung zu weisen, in die wir gehen sollten. Ein seltsamer Kauz, dieser Ennio Carra. Auch der Anzug schien aus dem Museum zu stammen, denn wer trug heute noch Dunkelgrau und dabei sehr weit geschnitten, mit Hosenbeinen, die bis zu den Fußspitzen reichten.

Lady Sarah hatte bisher kaum etwas gesagt, was mich wunderte. Ansonsten war sie nicht so schweigsam. Ihr schien der ganze Besuch nicht so recht geheuer zu sein, und sie hatte ihre Stirn in Falten gelegt. Über eine Treppe mußten wir in die Tiefe steigen, aus der uns feuchte Luft entgegenschlug.

Wir gelangten in den großen Keller mit den breiten Gängen. Licht war ebenfalls vorhanden. Leuchtstoffröhren brannten unter der Decke, aber auch sie konnten die düstere Stimmung nicht vertreiben, die hier herrschte.

Dieser Keller wurde vom Atem der Vergangenheit durchweht. Ich konnte mir sehr gut vorstellen, daß man hier Bücher aufbewahrte, die nicht jedermanns Sache waren.

Wir wurden in einen Raum geführt, der weder Fenster noch eine Tür besaß, dafür jedoch hohe Regale aus dunklem Holz, einen Schreibtisch in der Mitte und vier alte Stühle, deren Sitzflächen braune Lederbespannung zeigten.

»Darf ich Sie bitten, sich zu setzen?« sagte Mr. Carra, wartete, bis wir seinem Wunsch nachgekommen waren, nahm ebenfalls hinter seinem Schreibtisch Platz und knipste eine Lampe an, die ihren Schein genau auf ein auf der Schreibtischplatte liegendes Buch warf.

Ich ließ meinen Blick wandern. Die Regale standen mehr im Schatten. Sie wirkten düster und kamen mir auch irgendwie gefährlich vor mit den dunklen Rücken der Bücher, die dicht nebeneinanderstanden und eine Einheit bildeten.

Das Buch auf dem Schreibtisch besaß ebenfalls eine dunkle Hülle, und als Ennio Carra es aufschlug, da zuckte ein schmales Lächeln über seine strichdünnen Lippen. Die Augen in dem hageren Geistergesicht bekamen einen wissenden Ausdruck, als er fragte: »Sie sind gekommen, um mich nach Scorpio zu fragen, nicht wahr?«

Wir waren überrascht. Lady Sarah platzte hervor. »Woher wissen Sie das, Mr. Carra?«

»Durch eine Weissagung!«

»Die Sie durch wen erfahren haben?« wollte ich wissen.

Der Hagere lehnte sich zurück wobei er seine rechte Hand flach auf dem Buch liegenließ. »Es ist ganz einfach und hat nichts mit Mystik zu tun«, erwiderte er. »Wie Sie vielleicht wissen, habe ich in der Bibliothek des Vatikans gearbeitet. Wenn ich sie beschreiben müßte, dann würde ich vielleicht das Wort phänomenal benutzen. Die Bücher, die dort aufbewahrt werden, füllen Hallen, und es sind unter ihnen wirklich unersetzbare Schätze. Wertvolle Folianten, in denen Geheimnisse niedergeschrieben wurden, die man schon in vorchristlicher Zeit kannte und die von einer gewissen Weisheit getragen werden. Man hat sogar Bücher aus der damaligen Bibliothek des Altertums in Alexandria retten können, als die Stadt abbrannte, und diese Bücher habe ich gesehen.«

»Auch gelesen?« fragte Suko.

»Nein, das geht nicht. Sie würden zerfallen, wenn man in ihnen blättert. Davon einmal ganz abgesehen, diese wertvollen Folianten, von denen ich sprach, sind für uns nicht interessant. Über Scorpio steht etwas in diesem Buch, das vor mir liegt. Es ist zwar alt, aber eine Nachschrift. Es ergänzt die Sibyllinischen Bücher, die alten

Geheimschriften des antiken Roms.«

Jetzt war es heraus, und mir rann ein Schauer über den Rücken.
»Die gibt es tatsächlich?« flüsterte ich.

»In der Tat.«

»Wo kann man sie finden?«

Ennio Carra lächelte. »Sie werden von mir keine Antwort darauf bekommen. Seien Sie damit zufrieden, daß die Bücher existieren. Die Sibyllinischen Schriften wollen warnen. Sie sind 83 nach Christus nicht alle verbrannt worden, wie die Geschichte erzählt. Und sie haben gewarnt, denn Scorpio lebt. Irgend jemandem müssen die Geister der 12 weissagenden Frauen erschienen sein. Aber dieser Jemand hat nicht reagiert, so daß es Scorpio gelungen ist, aus einem schrecklichen Reich zurückzukehren. Der Gladiator der Hölle, wie er auch genannt wurde, weil er sich den Kräften des Bösen verschrieb, hat getötet. Vier Morde hat es gegeben. Vier Männer sind geköpft worden, seine Diener, denn es hat sich in Rom eine Sekte ausgebreitet, die ihm zur Seite steht. Die Mitglieder dieser Sekte sind so auf ihn fixiert, daß sie für ihn in den Tod gehen wollen. Für ihn allein, für Scorpio, der die Hilfe eines noch Mächtigeren bekommen hat, um das Grauen zu verbreiten.«

»Und wer ist dieser Mächtige?« fragte ich mit leiser Stimme.

»Einer, der die Schattenwelt beherrscht und sich durch niemand vom Thron wird stürzen lassen.«

»Der Spuk!« sagte ich laut und deutlich.

Ennio Carra nickte. »Du hast es erfaßt, Engländer. Es ist der Spuk«
Sein Tonfall hatte sich geändert und auch seine Anrede uns gegenüber. Mir kam es so vor, als hätte dieser Mann sich bisher nur verstellt und würde nun sein wahres Gesicht zeigen. Ich schielte zu Suko hinüber, auch ihm war etwas aufgefallen, denn seine Haltung war angespannter als zuvor.

Er hockte wie auf dem Sprung.

»Der Spuk steht also hinter Scorpio«, wiederholte ich mit leiser Stimme.

»Das nehme ich hin, aber ich nehme nicht hin, daß er eine junge Frau entführt hat. Weshalb?«

»Kannst du dir das nicht denken?«

»Nein.«

»Sie ist ihm bereits einmal entkommen.«

Ich zuckte zusammen. »Du weißt gut Bescheid, Ennio Carra. Zu gut, für meinen Geschmack.«

Da lachte er so dröhnend. »Ja, ich weiß Bescheid. Ihr seid nicht die ersten, die mir dies zu verstehen geben. Man hat auch im Vatikan gemerkt, daß ich auf der falschen Seite stand, deshalb bin ich entlassen worden.« Er beugte sich vor, um den nächsten Satz zu sprechen. »Aber da wußte ich bereits zuviel, denn ich hatte meine Augen immer geöffnet und zahlreiche Informationen in mich eingesaugt. Dieses Wissen kam mir nun zugute, und es war mir gelungen, die Warnung der Sibylle zu unterdrücken. Die Schriften hatten es gut gemeint, ich war stärker als sie. Man muß sie nur ein wenig kennen, um so reagieren zu können.«

»Dann stehst du auf Scorpios Seite?« stellte ich fest.

»Natürlich.«

Er sagte es leicht und irgendwie auch locker, wobei er noch lächelte. Das konnte er sich erlauben, denn er befand sich in seinem Haus. Hier fühlte er sich siegessicher.

Das kalte Gefühl im Nacken! Wenn dich das beschleicht, dann sieht es ernst aus. So etwas hatte ich schon gehört oder gelesen, auf jeden Fall bekam ich dieses Gefühl, und es wanderte meinen Rücken hinab, wo sich eine Gänsehaut bildete.

»Wir haben vorhin von der Sekte gesprochen, die Scorpio zu Diensten ist. Ich, Ennio Carra, bin der Anführer dieser Sekte. Und ihr seid freiwillig in meine Fänge gelaufen. Ich wußte, wer sich hier

in Rom herumtrieb, es machte mir Spaß, euch zu empfangen und gleichzeitig zu täuschen. Kaum jemand ahnt, daß ihr euch in diesem Haus befindet. Ihr werdet es nicht mehr verlassen, wenigstens nicht lebend, aber ich habe noch ein kleines Spielchen mit euch vor. Dazu komme ich allerdings später. Sollte es euch in den Sinn kommen, mich angreifen zu wollen, dann muß ich euch hiermit warnen, denn wenn ihr euch umdreht, seht ihr meine Diener, die mich voll unterstützen. Sie haben sich lautlos angeschlichen und warten nur auf mein Zeichen. Dreht euch um!«

Auf den Stühlen blieben wir sitzen. Suko ebenso wie Sarah Goldwyn und ich. Sarah hatte ihren Mund geöffnet und starrte Ennio Carra an. Es schien, als ob sie etwas sagen wollte, es allerdings im letzten Moment noch sein ließ.

Wir drehten uns um.

Sie waren wirklich lautlos gekommen, und ich hatte mit vielem gerechnet, nur damit nicht.

Lady Sarah stieß sogar einen Schrei aus, als sie die vier Gestalten sah. Es waren Gladiatoren.

Allerdings Untote - Zombies, und sie waren bis an die Zähne bewaffnet!

Die Schatten fraßen sie auf!

Glenda Perkins sah keine Chance mehr. Sie wurde von ihnen geschluckt, als wären sie ein gewaltiges Maul, das alles verschlingen und nichts mehr hergeben wollte.

Glenda schwebte.

Sie glitt immer tiefer in die Dunkelheit hinein und auch auf die Schwertspitze des Scorpio zu, der sich nicht bewegte und keinerlei Anstalten machte, die Waffe ein wenig zur Seite zu schwenken. Er ließ sie kommen.

Glenda hatte Zeit, ihn zu beobachten, und sie prägte sich sein

Aussehen unauslöschbar ein.

Scorpio war eine Schauergestalt. Sein muskulöser Oberkörper war mit einer golden glänzenden Rüstung halbwegs bedeckt.

Der rechte, der Waffenarm, wurde geschützt. Hier schimmerte das Metall allerdings wie blauer Stahl, und mit dem gleichen Schutz hatte er sein linkes Bein versehen. Das linke Gelenk zeigte bis hinauf zum Ellenbogen ebenfalls eine breite Eisenmanschette. Und der knallrote Lendenschurz wurde von einem Gürtel aus demselben Material gehalten. Golden schimmerte der Halsschutz, der am Brustbein begann, wobei er um das Kinn wie zwei Flügel auseinanderfächerte. Darüber schimmerte das Gesicht.

Im ersten Augenblick sah es wenigstens wie ein bleiches Gesicht aus. Erst wenn man genauer hinschaute, dann entdeckte man, daß es ein knöcherner Schädel war, der nicht nur gelb leuchtete, sondern einen Stich ins Graue besaß.

Die Schädelplatte des Gladiators wurde ebenfalls geschützt. Auf ihr saß ein goldener Helm so fest, als wäre er mit dem knöchernen Kopf verwachsen.

Das Schwert besaß einen ebenfalls golden schimmernden Handschutz, eine verhältnismäßig kurze Klinge, die kaum die Länge eines normalen Männerarms besaß.

Und noch etwas hielt der Gladiator fest.

Es war ein Netz. Er hatte es mit den Fingern seiner linken Hand umkrallt, und Glenda stellte mit Entsetzen fest, daß sich innerhalb des Netzes Köpfe befanden.

Die Beute des Unheimlichen...

Glenda wollte schreien, während unsichtbare Kräfte sie näher auf den Gladiator zutrug, doch über ihre Lippen drang nicht ein Ton. Sie war zu sehr geschockt und befand sich innerhalb einer magischen Welt, in der andere Gesetze herrschten.

Sie vernahm sogar die Stimme des Gladiators, die hart und drohend

klang und sie wunderte sich nicht einmal darüber, daß sie die Worte auch verstehen konnte.

»Du wirst als nächste gegen mich antreten!«

Inhaltsschwere Worte, die Glenda Perkins bewiesen, welch ein Schicksal ihr zgedacht war.

Dann verwischte das Bild, als hätte jemand mit einem gewaltigen Besen den Gladiator zur Seite gefegt. Nur noch die Schwärze stand wie eine Wand vor Glenda Perkins, in die sie hineingetrieben wurde und im nächsten Augenblick ihr Bewußtsein auslöschte...

Vier Gladiatoren - vier Zombies!

Wenn ich Ennio Carra noch hinzurechnete, waren es fünf Gegner, die uns verdammt zu schaffen machen konnten. Außerdem mußten wir noch auf Lady Goldwyn achten.

Suko dachte ähnlich wie ich. Zudem stand er näher bei Sarah Goldwyn und kümmerte sich um sie. Bevor sie von sich aus etwas unternehmen konnte, hatte er sie schon gepackt und zog sie in einen Gang zwischen zwei hohe Regale.

»Da bleiben Sie stehen!« flüsterte mein Freund scharf. »Und rühren Sie sich nicht!«

Ich behielt die Zombies im Auge. Als Jugendlicher hatte ich oft genug diese großen Hollywood-Geschichtsfilm gesehen. Historien-Schinken, die über die Zeit der alten Römer und Griechen berichteten. So kamen mir die Burschen vor. Wie Gladiatoren aus der alten Römerzeit. Zwei von ihnen waren mit Dreizacken bewaffnet. Dinger, die fast wie Mistgabeln aussahen. Als Ersatzwaffen trugen sie Kurzschwerter in den Gürteln, die sich um ihre Oberkörper spannten. Die Haut war aufgedunsen und hatte einen grauen Farbton angenommen. Die beiden übrigen Zombies hatten noch Lanzen mitgebracht, deren Spitzen auf mich zeigten.

Kein gutes Gefühl, auf diese Waffen zu starren, und ich wich

langsam zurück, bis ich mit dem Hinterteil gegen die Schreibtischkante stieß. Angst verspürte ich kaum, denn Suko und ich waren gut bewaffnet. Ich glaubte fest daran, daß diese Zombies unseren Silberkugeln oder der Dämonenpeitsche nichts entgegenzusetzen hatten.

Die Gesichter wirkten seltsam leer und nichtssagend, ebenso wie die Augen. Da sah ich kein Leben in den wie Glasknöpfe wirkenden Pupillen, und der Vergleich mit steinernen Masken kam mir in den Sinn. Diese Musterung hatte ich in zwei Sekunden abgeschlossen. Suko war ebenfalls kampfbereit, und er stand im schrägen Winkel zu mir, so daß er auch Ennio Carra im Auge behalten konnte.

Noch griffen die Zombies nicht an. Sie standen vor uns wie Wachsfiguren, die man erst noch aktivieren mußte.

Ich bewegte mich.

Auch da taten die Untoten nichts. Sie ließen mich einige Schritte gehen, bis ich stehenblieb und meinen Blick auf Ennio Carra richtete, der steif hinter dem Schreibtisch hockte.

»Was soll der ganze Quatsch?« fragte ich ihn scharf.

Um seine strichdünnen Lippen wanderte ein Lächeln. »Wieso Quatsch? Sie wollten doch sehen, wer hier das Sagen hat.«

»Sie glauben nicht im Ernst, daß uns diese Figuren einschüchtern können«, sagte ich. »Da müssen Sie andere Geschütze auffahren. Schließlich sind wir keine heurigen Hasen mehr.«

»Das weiß ich!«

»Weshalb dann das Auftauchen der vier Gladiatoren?«

»Scorpio hat sie mir geschickt. Zum persönlichen Schutz. Denn er ist ihr großer Herr!«

»Und wo steckt Scorpio?« fragte Suko.

»Ihr werdet ihn früh genug zu sehen bekommen.«

»Wir wollen ihn jetzt sehen!«

Ennio Carra schaute mich lange an. Es war ein skeptischer,

abschätzender Blick, und er schüttelte ein paarmal den Kopf. »Scorpio lebt nicht hier«, erklärte er. »Seine Heimat ist die Vergangenheit.«

»Ich dachte, er wäre zurückgekommen!«

»Auch das.«

»Das müssen Sie uns schon genauer erklären«, forderte ich Ennio Carra auf.

»Scorpio ist ein Wunder«, flüsterte er und bewegte dabei seinen Kopf, um sich selbst zu bestätigen. »Er kann zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit reisen. Er ist einmal in dieser Zeit, dann wieder in der alten. Diese Kraft wurde ihm gegeben, und aus diesem Grunde ist er so gut wie nicht zu besiegen. Er beherrscht die Magie, er spielt mit den Zeiten, und diese vier stammen aus der Gegenwart.«

»Sind es die Ermordeten?« fragte ich.

»Ja, genau!« Ennio Carra schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

»Ihr habt es erfaßt. Das sind die ermordeten Männer, deren Köpfe man hier in Rom gefunden hat.«

»Aber sie sehen ziemlich normal aus!« hielt ich entgegen.

»Es wundert mich, daß Sie so reden, Sinclair«, erklärte der Alte. »Im Augenblick sucht die Polizei verzweifelt nach den Köpfen und den Körpern der Opfer. Sie sind verschwunden. Scorpio hat sie geholt und in seinen Kreis der Zombie-Gladiatoren eingereiht. Sie unterschätzen ihn in der Gegenwart ebenso wie in der Vergangenheit. Die Sibyllinischen Schriften haben gewarnt, aus gutem Grund, denn eine Invasion der Zombie-Gladiatoren steht dicht bevor. Daran solltet ihr immer denken. Ich habe alles vorbereitet. In den Katakomben werden wir uns sammeln, um anschließend Rom zu erobern. Diese Stadt ist zu einer dämonischen Falle geworden!«

Das hatte ich mittlerweile bemerkt. Hier stimmte einiges nicht.

Wenn ich mir die Zombies so anschaute, dann lief es mir kalt den Rücken hinab. Es waren nur vier. Wie viele würden diesen Wesen noch folgen? Eine Frage, auf die ich keine Antwort wußte, aber mir war klar, daß auch die vier nicht überleben durften. Sie konnten eine Hölle entfesseln, und ich wollte sie vernichten. Ich zog die Beretta.

Auch das geschah, ohne daß die Zombies reagierten. Sie blieben nebeneinander stehen, wie eine Mauer, die keinen durchlassen wollte. Suko hatte ebenfalls die Waffe gezogen. Wir wollten uns beide nicht auf einen langen Kampf einlassen, sondern sie mit wenigen Kugeln aus der Welt schaffen.

»Das würde ich an eurer Stelle nicht tun«, hörten wir die Stimme des Alten.

Ich drehte meinen Kopf, damit ich ihn ansehen konnte. »Wer will uns daran hindern?«

»Erstens ich, zweitens die Umstände!«

Eine sehr philosophische Antwort, mit der ich allerdings nichts anfangen konnte. Dafür sah ich bei den Regalen eine Bewegung. Lady Sarah hatte sich aus ihrer Deckung gelöst. Sie wollte mehr mitgekommen, eine ihrer typischen Reaktionen. Allerdings kam sie nicht bis zu uns vor, sondern blieb abwartend im Hintergrund stehen.

»Ich glaube kaum, daß Sie uns daran hindern können, unsere Pflicht zu tun, Carra!«

»Das kann ich!«

»Und wie?«

Er blieb ganz ruhig und lächelte gelassen. Irgendwie wurde ich das Gefühl nicht los, daß alles gelenkt und gesteuert war und wir Marionetten in einem höllischen Spiel waren. Das ging allein aus der Sicherheit des Alten hervor, mit der er sich bewegte. Wir waren schwerbewaffnete Dämonenjäger. Vier Zombies, die normalerweise eine Hölle entfesseln konnten, würden wir mit vier Schüssen erledigen, um uns danach um Ennio Carra zu kümmern.

Das wußte er, das mußte er einfach wissen, und trotzdem gab er sich gelassen und siegessicher.

Da steckte etwas dahinter!

»Rücken Sie schon raus mit der Sprache!« forderte ich den Mann auf.

»Los, was haben Sie in der Hinterhand!«

»Einen...« Er lachte geifernd und zog seinen Körper zusammen, wobei er sich auf dem Stuhl drehte und auf die Wand wies, die sich nun vor und nicht mehr hinter ihm befand.

»Da werdet ihr es sehen!«

»Was?«

»Nicht so eilig Geisterjäger! Ich weiß genau, daß du und dein Freund darauf warten, mit den vier Zombies aufräumen zu können, aber ich habe einen Riegel davorgeschoben!« flüsterte er. »Einen starken Riegel, und ich konnte mir Scorpios Hilfe sicher sein. Ich habe euch doch berichtet, daß er ein Wanderer zwischen den Zeiten ist, und erfülle euch einen Wunsch, für den ein Großteil der zivilisierten Menschen ein Vermögen ausgeben würde. Ihr dürft einen Blick hineinwerfen in das alte Rom vor fast 2000 Jahren!«

Es waren harte Worte. Etwas, das eigentlich zum Lachen war. Vor Jahren hätte ich dies vielleicht auch getan, heute nicht mehr, denn ich wußte inzwischen, daß Dämonen mit den Zeiten spielten und sie manipulierten. Deshalb ließen wir den alten Mann gewähren, der sich erhob und die drei Schritte bis zur Kellerwand ging. Er hatte seinen Rücken durchgebogen, ging hochaufgerichtet, seine Lippen waren fest zusammengekniffen, die Augen starr auf die Wand gerichtet.

Ich schaute kurz nach rechts, wo Suko und Lady Sarah standen. Mein Freund und Kollege hielt zwar die Zombies unter Kontrolle, er blickte dennoch mit dem anderen Auge auf die Wand, die von den Händen des alten Mannes berührt wurde.

Carra stützte sich gegen das Gestein, als wollte er es zur Seite schieben um einen freien Blick hinter das Mauerwerk zu bekommen. So jedenfalls wirkte er.

Im nächsten Augenblick erlebten wir, was man mit dem Wort unerklärlich oder mit dem Begriff Schwarze Magie umschreiben konnte. Die Wand öffnete sich.

Als hätten unsichtbare Hände einen großen Vorhang zur Seite gezogen, so nahm das Gestein eine andere Farbe an, und unser Blick öffnete sich nicht nur in eine andere Gegend, sondern auch in eine andere Zeit. Was wir zu sehen bekamen, war wirklich unglaublich und grauenhaft...

Sie wußte nicht, wie lange sie in dem engen Verlies lag. Sie wußte nicht, wer sie holen würde. Glenda war verzweifelt.

Sie hatte in den letzten Stunden viel geweint. Nach dieser schrecklichen Schattenreise war sie in das tiefe Loch der Bewußtlosigkeit gefallen und erst wieder in einem Verlies erwacht, in dem es bestialisch stank und dessen Boden aus festgestampftem Lehm bestand.

Dort lag sie und kam sich vor wie ein gefangenes Tier, sie vegetierte dahin, bekam nichts zu essen, nichts zu trinken, und es war niemand da, der sie besuchte.

Ihr Gefängnis glich einer Hundehütte, größer war sie nicht. Nur besaß die Hütte eines Hundes einen offenen Ausgang, das war bei dieser Zelle nicht der Fall. Es gab zwar eine Tür, die war jedoch vergittert und ließ sich nur von außen öffnen. Die Räume zwischen den Stäben waren so schmal, daß nur eine Hand hindurchpaßte, kein Mensch. Außerdem war sie nicht höher als die Decke, denn gegen sie stieß Glenda bereits mit dem Kopf, wenn sie sich hinsetzte. Am besten für sie war es, wenn sie auf Händen und Füßen kroch.

Obwohl in ihrem Verlies kein Licht brannte, war es nicht völlig

dunkel, denn vom Gang her drang ein magerer Schein in das Innere ihres Gefängnisses.

Sie hatte versucht, etwas zu erkennen, es war ihr kaum gelungen. Sie sah immer dasselbe Einen schmalen Gang mit mehreren Verliesen, die dem ihren glichen. Sie lagen ihr gegenüber und mußten sich auch zu beiden Seiten ihres Gefängnisses befinden, denn ab und zu hatte sie stöhnende Laute oder Geräusche vernommen.

Wenn sie den Kopf sehr scharf nach links drehte, dann geriet eine der Lichtquellen in ihr Blickfeld. Es war keine Fackel, sondern ein tönernes Gefäß, das mit einer Flüssigkeit gefüllt worden war, die mit zuckendem Lichtschein brannte und einen widerlichen Rauch absonderte, der beim Einatmen im Hals kratzte.

Zudem war es nicht still.

Manchmal glaubte sie, Schreie zu vernehmen. Die Schreie klangen nur vereinzelt auf. Monoton und gleichbleibend aber war das gewaltige Rauschen und Brausen, das wie ein akustischer Schleier in jedes Verlies drang und einfach kein Ende nehmen wollte. Meeresrauschen war es nicht, und Glenda hatte sich eine Zeitlang stark auf das Geräusch konzentriert, wobei sie herausfand, daß es sich nur um die Stimmen zahlreicher Menschen handeln konnte, die irgend etwas bejubelten. Verzweifelt hatte Glenda darüber nachgedacht, wo sie sich genau befand. Am Anfang war sie nicht in der Lage gewesen, einen klaren Gedanken zu fassen. Später jedoch hatte sie sich konzentrieren können, und sie hatte gelernt, Geräusche zu unterscheiden. Oft genug waren Schritte auf dem Gang erklungen, auch das helle Klirren von Waffen, und trotz ihrer Angst war sie zu einem erschreckenden Ergebnis gekommen, das hoffentlich nicht der Wahrheit entsprach.

Glenda befand sich nicht nur in einem Verlies, vielleicht sogar in einer anderen Welt oder anderen Zeit.

Da kam für sie nur eine in Frage, wenn sie näher darüber

nachdachte. In Rom hatte alles begonnen, und Rom war bekannt für seine außergewöhnliche Historie.

Es hatte im Altertum die großen Gladiatorenkämpfe gegeben. Man hatte Christen in die Arena geworfen, um sie waffenlos gegen hungrige und blutgierige Löwen kämpfen zu lassen, wobei Glenda glaubte, daß auch das Brüllen und Fauchen dieser Raubtiere an ihre Ohren gedrungen war. Jetzt konnte sie sich ihr Schicksal ausrechnen.

Im Normalfall wäre sie vor Angst und Panik fast wahnsinnig geworden, aber sie konnte es nicht, denn eine gewisse Apathie hatte sie überfallen. Zudem nahm sie so etwas nur an, und sie hoffte nach wie vor, daß es sich um einen Irrtum handelte. Wieder hörte sie ein mächtiges Brüllen und zuckte zusammen. Es war ganz in der Nähe aufgeklungen. Glenda bekam eine Gänsehaut. Sie richtete sich so weit es ging in die Höhe, hörte das nächste Brüllen noch lauter und kroch auf die kleine Gittertür zu, um durch die Stäbe schauen zu können.

Plötzlich kam er.

Ein gewaltiger, ein ausgewachsener Löwe. Es war ein Männchen mit einer Mähne, die wie eine übergroße Halskrause wirkte. Das Tier erschreckte Glenda. Noch mehr allerdings erschreckte sie sich über das blutverschmierte Maul.

Der Löwe hatte sein Opfer bekommen.

Er schritt an Glendas Käfig vorbei. Als er ihn fast passiert hatte, blieb er stehen und drehte seinen Kopf.

Glenda zuckte zurück. Obwohl sie durch die Stangen von dem Tier getrennt war, bekam sie eine schreckliche Furcht und vereiste innerlich, als sie genau in die kleinen Augen starrte, die sie heimtückisch und abschätzend zugleich musterten.

Der Löwe öffnete sein Maul.

Glenda konnte in den Rachen hineinschauen, sah das Gebiß, und die Furcht packte sie wie ein gewaltiger Sturmwind, zudem vernahm sie

noch das Fauchen, und ihre Angst wurde noch größer. Schließlich schüttelte der Löwe den Kopf, klappte das Maul wieder zu und trottete weiter. Unter dem herrlichen Fell sah Glenda das Spiel seiner Muskeln. Es war ein schönes Tier, aber es war auch grausam, wenn es Hunger hatte.

Und der wurde gestillt, denn Christen gab es im alten Rom genug, auch wenn sie sich versteckt hielten und ihrem Glauben nur im Untergrund nachgingen.

Die Späher des Kaisers fanden sie immer wieder.

Glendas Herz klopfte so wild, als wollte es die Brust zerreißen. Ihre Angst hatte sich verstärkt. Sie konnte an nichts anderes als an die ungewisse Zukunft denken, und sie sah ihre Annahme bestätigt. Sie befand sich nicht mehr in der Gegenwart, sondern war durch die Magie des Gladiators in die grausame Vergangenheit der Stadt Rom versetzt worden. Das mußte sie verkraften.

Glenda ließ sich zurücksinken. Wieder begann sie zu weinen, und die Tränen verwischten sich auf ihrem Gesicht mit dem Schweiß, der wie eine zweite Schicht auf der Haut lag.

Wie lange wollte man sie noch warten lassen? Und was geschah dann? Sie dachte an Hilfe und automatisch auch an ihren Chef und Freund John Sinclair. Sicherlich hatte Lady Sarah ihn längst angerufen, er würde auch sofort kommen und seine Arbeit aufnehmen. Aber wie sollte er Glenda Perlons finden, die sich in der Vergangenheit aufhielt? Nein, da gab es wohl keine Chance! So gut John Sinclair auch sein mochte, den Schlüssel, um das Geheimnis zu lösen, bekam er nicht in die Hand.

Sie hockte sich auf den harten Boden, zog die Beine an, senkte den Kopf und vergrub das Gesicht in den Händen.

Abermals toste das brausende Geräusch heran. Es glich den Wellen einer fernen Brandung, wenn sie gegen die Küste schlägt, und Glenda wollte es einfach nicht hören. Sie hielt sich die Ohren zu, ihr Körper

zitterte, der Atem drang flach und gleichzeitig keuchend über ihre Lippen.

An die Zeit dachte sie nicht. Sie hatte zwar auf die Uhr geschaut, doch was nutzte es ihr, wenn sie den Zeiger wandern sah? Die Zeit hier war sowieso nicht echt.

Allein gelassen und apathisch hockte Glenda in ihrer schmutzigen Zelle. Als man sie hineingeschafft hatte, da hatten Dreck und Abfall auf dem Boden gelegen. Wie in Trance hatte sie ihn ein wenig gereinigt, jetzt lag der stinkende Mist in einer Ecke. Plötzlich hob sie den Kopf. Ein anderes Geräusch hatte sie aufgeschreckt. Es waren Schritte. Schwere, feste Tritte, und sie näherten sich von rechts ihrer Zellentür. Glenda ließ die Hände nach unten sinken. Das Blut wich aus ihrem Gesicht, und es glich in diesen Augenblicken nur noch einer fahlen Maske.

Vorsichtig bewegte sie sich auf die niedrige Zellentür zu, streckte ihre Arme aus und umklammerte mit beiden Händen die Gitter. Kamen die anderen jetzt, um sie zu holen? Hatte der Löwe nicht schon genug bekommen? Die Zuschauer gierten nach Sensationen, und eine Frau in der Arena war sicherlich so etwas, auch im alten Rom. Der Boden dröhnte. Waffen klirrten. Und dann sah sie die nackten Beine von zwei Männern, die an ihrer Zelle vorbeischritten. Ja, vorbeischritten!

Glenda Perkins hätte in diesen Sekunden schreien können. Es war ein Schluchzen und Aufatmen, sie konnte sich sitzend nicht mehr halten und sank sehr langsam auf die rechte Seite. Dabei vergaß sie, sich abzustützen, berührte mit der Schulter den harten Boden und blieb in dieser Haltung liegen.

Die Schritte waren verstummt. Sekundenlang tat sich nichts. Eine seltsame Ruhe lag über dem Gang, schließlich klapperte etwas, und Glenda hörte auch ein Quietschen.

Eine Tür wurde geöffnet!

Nicht weit von ihrem Verlies entfernt geschah dies. Vielleicht zwei Türen weiter.

Glenda lauschte und hielt den Atem an; dann hörte sie das Schreien. Es war grauenhaft.

Angstschreie, die durch den Gang hallten. Eine Stimme, die in schrillum Falsett all das Leid hinausbrüllte, das der Mann empfand; sie vernahm auch die klatschenden Schläge und hörte einen dumpfen Fall. Danach war es fast still.

Nur ein dünnes Wimmern schwang durch den Gang. Die beiden Wächter oder Soldaten hatten den Widerstand des Opfers gebrochen. Die junge Engländerin horchte weiter. Ärgerlich waren die Stimmen der beiden Männer. Ein schleifendes Geräusch entstand, und einen Augenblick später erschienen die Soldaten wieder in ihrem Blickfeld. Abermals sah Glenda nur deren Beine, aber diesmal waren die Männer nicht allein, sie schleiften ihr Opfer mit sich. Die Kerle hatten es in die Mitte genommen. Der bedauernswerte und in alte Lumpen gehüllte Mann hing zwischen ihnen und wurde an den Handgelenken festgehalten Mit Beinen, Bauch und Oberkörper schleifte er über den Boden. Nur die Schultern und der Kopf des Mannes waren angehoben Glenda konnte das Gesicht nicht erkennen. Sie sah nur das Blut, das aus einer Wunde tropfte und eine makabre Spur auf der Erde hinterließ. Diesmal hatten sie ihn geholt. Aber wer war als nächster an der Reihe? Glenda machte sich darauf gefaßt, daß sie es sein würde, und dieses Wissen ließ sie erzittern. Die Angst war wie ein gewaltiger Koloß, der sie zu erdrücken versuchte.

Bald verschwanden sie aus ihrem Blickfeld, so daß Glenda sich nur vorstellen konnte, was weiter mit dem Mann passierte. Aber sie wollte daran nicht denken und schüttelte den Kopf, wobei sie noch mit beiden Fäusten gegen den Boden schlug.

Nach kurzer Zeit hatte er die Arena erreicht. Glenda Perkins sah es zwar nicht, sie hörte es nur. Der Beifall und das Geschrei hallten

wie ein Donner in ihr Verlies, und sie glaubte auch, das Brüllen eines Löwen zu hören.

Jetzt würde der arme Teufel sterben.

Glenda verkrampfte sich. Sie hatte Mühe, sich so in die Gewalt zu bekommen, damit sie nicht durchdrehte. Am liebsten hätte sie alles zerschlagen, nur um etwas zu tun, aber sie sah ein, daß es keinen Zweck hatte, wenn sie so reagierte.

Deshalb blieb sie sitzen.

Zeit verging. Das Gefühl dafür besaß sie nicht mehr. Jedoch wunderte sie sich, als sie abermals Schritte hörte, denn seit dem Abtransport war so viel Zeit nicht vergangen.

Glendas Körper spannte sich. Jetzt lief es ihr wieder kalt den Rücken hinab. Würden die Schritte diesmal vor ihrer Zellentür stoppen? Sie horchte mit angehaltenem Atem. Im Nacken hatte sich der Schweiß gesammelt. Als eine lange, kalte Bahn rann er den Rücken hinab und verlief sich im inzwischen schmutzig gewordenen Stoff ihres Kleides. Wieder erschienen Soldaten. Zuerst fielen ihre Schatten bis vor ihre Tür, dann kamen sie selbst, und sie stoppten tatsächlich. Jetzt war sie an der Reihe.

Glenda vereiste innerlich. Eigentlich wollte sie schreien. Sie hatte den Mund geöffnet, er blieb so, ein Laut drang dabei nicht aus ihrer Kehle.

Schlüssel klapperten. Es wurde geöffnet.

Die Tür quietschte erbärmlich, als sie aufgezogen wurde. Glenda traute sich nicht, den Kopf anzuheben.

Sie hielt die Augen geschlossen, denn sie wollte auch nicht sehen, dafür roch sie die beiden, als diese sich zu ihr herunterbeugten. Die Körper der Soldaten mußten mit einer Creme oder Fett eingerieben worden sein, das Glendas Geruchsnerven strapazierte und ihr auf den Magen hochsteigen ließ. Dieses Zeug roch einfach widerlich. Dann spürte sie die Hände.

Wie Klauen waren sie, und die Finger drückten an beiden Schultern tief in das Fleisch, bevor sie Glenda in die Höhe zogen. Dann wurde die junge Engländerin rücksichtslos über den Boden geschleift und aus der kleinen Zelle gezerrt.

Im Gang fand sie sich wieder. Hier öffnete sie zum erstenmal die Augen, sah sich zwischen den beiden Soldatenknechten und konnte auch den Gang entlangsehen. An dessen Ende erkannte sie ein Tor, das von zwei brennenden Pechfackeln eingerahmt wurde, die geisterhafte Licht-Schatten-Spiele auf das Holz warfen. Befand sich dort die Arena?

Glenda glaubte es zu wissen. Instinktiv stemmte sie ihre Schuhe auf den harten Lehm Boden, doch diese Reaktion war lächerlich und besaß überhaupt keine Wirkung, denn gegen die Kraft der beiden Soldaten kam Glenda nicht an.

Sie hatte das Gefühl, dieser Gang würde für sie zu einer Todesstrecke werden. Aus ihrer halb liegenden Perspektive kam er ihr sehr lang vor, wobei die Entfernung schnell zusammenschmolz, als die Kerle sie hindurchschleiften.

Die Angst steigerte sich noch mehr. Durch einen Tränenschleier erkannte sie ihre beiden Peiniger.

Die Beine waren zwar nackt, an den Füßen allerdings trugen die Männer sandalenähnliche Schuhe, deren Riemen über die Waden eng geschnürt waren.

In Höhe der Oberschenkel wippten die Lendenschurze, und in den Gürteln steckten ihre Schwerter.

Viel mehr konnte Glenda nicht erkennen. Helme die auf den Köpfen der Wächter saßen, erahnte sie nur.

Dann hatten sie das Tor erreicht. Es besaß zwei Flügel, die sich getrennt voneinander öffnen ließen.

Die Wächter hatten sich den rechten vorgenommen. Einer drückte mit seiner freien Hand dagegen, so daß es nach innen schwang. Und

zwar so weit, damit ein Riegel einrasten konnte, der es offenhielt. Freier Durchgang.

Die Geräusche hatten sich verstärkt. Glenda hörte die Stimmen, sogar ein rhythmisches Klatschen war zu vernehmen, und dann sah sie etwas Schreckliches.

Von rechts, wo sich aber auch der Durchgang zur Arena befand, schleppten zwei andere Soldaten etwas herbei.

Es war ein Mensch - ein Toter!

Glenda stöhnte vor Entsetzen, als sie den Mann erkannte. Es war der, den sie kurz zuvor geholt hatten.

Er war ein Opfer der Löwen geworden...

Glenda begann zu weinen. Dieses Bild war so schlimm, daß sie ihr eigenes Schicksal für einen Moment vergaß und erst wieder aufmerksam wurde, als man sie auf einen offenen Durchgang zur Arena hin weiterschleppte, der sich innerhalb eines Torbogens befand. Dieser Durchgang konnte durch ein Fallgitter aus spitzen Eisenstäben gesichert werden. Jetzt allerdings war es hochgezogen.

Die beiden Soldaten schafften das neue Opfer unter den spitzen Stäben des Gitters her, und Glenda Perkins, eine Frau aus einer anderen Zeit, wurde in die Kampfarena im alten Rom geschleift...

Sie hatte ihre Gedanken ausgeschaltet, spürte zwar, daß es unter ihren Füßen weicher geworden war, aber sie merkte nicht, daß man sie durch Sand zog.

Sand, der an zahlreichen Stellen feucht und dunkel schimmerte. Das Blut der hier Gestorbenen.

Die beiden Knechte besaßen Routine. Sie lockerten den Griff nicht um einen Deut. Glenda drang der von ihnen hochgewirbelte Sand in den offenen Mund, er blieb auch auf ihrem feuchten Gesicht kleben, wo er eine graubraune Schicht bildete, die gleichzeitig noch einen Stich ins Gelbe bekommen hatte.

Etwa in der Mitte der Arena ließen die Wächter das neue Opfer los, verneigten sich zu der hohen Kaisertribüne hin, machten dann kehrt und gingen denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. Glenda Perkins lag im Staub des Kampfplatzes!

Ein hilfloses Bündel Mensch im gewaltigen Rund der Arena. Zusammengesackt, mit ihren Nerven am Ende und von der blanken Todesangst geschüttelt.

Sie besaß nicht mehr die Kraft, sich in die Höhe zu stemmen. Der Kopf war nach unten gesunken, zwischen ihren Lippen knirschte und schmeckte sie den Sand, und das Schreien der Zuschauer drang wie das Rauschen des Meeres an ihre Ohren.

Sie sah nicht die vollbesetzten Ränge und auch nicht die überdachte Tribüne der römischen Prominenz, für Glenda war das Leben zu einem Alptraum geworden.

Die Menschen wollten Blut sehen!

Es war eine wahnsinnige, verrückte Zeit, in der die Christen ungemein viel zu leiden hatten. Die Römer verehrten ihre Götter, und wer ihrer Vielgötterei nicht zugetan war, wurde auf grausame und spektakuläre Art und Weise getötet.

Tausende waren bereits Opfer der aus dem dunklen Erdteil herbeigeschafften Löwen geworden, doch es gab auch unter den Gefangenen Männer, die den Raubtieren trotzten.

Gladiatoren, die sich furchtlos den gefräßigen Tieren stellten und sie besiegten. Und so ein Gladiator war Scorpio!

Ein einziger Schrei brandete in die Arena und fegte wie ein Sturmwind auf die einsam daliegende Glenda hinab, als Scorpio das weite Areal betrat.

Und er kam, um zu töten!

Scorpio war der Kaiser unter den Gladiatoren! Jeder Schritt, den er tat, war genau berechnet. Zu oft hatte er die Arena schon betreten. Er kannte hier fast jedes Sandkorn, und er näherte sich seinen Gegnern

oder Opfern immer in derselben Pose.

Das Schreien und der Beifall wurden zum Orkan, als der Gladiator neben Glenda stehenblieb.

Erst jetzt wurde sie aufmerksam. Sie drehte sich auf die linke Seite und hob den Kopf, um ihrem »Henker« ins Gesicht schauen zu können. Scorpio kam ihr vor wie ein Fels. Die Beine glichen zwei Baumstämmen, sie sah die Teile der Rüstung das Schwert in seiner Rechten, den goldenen Helm, das Gesicht darunter.

Ja, ein Gesicht!

Und keine Knochenfratze wie beim ersten Anblick, als sie durch die Schatten der Zeit auf ihn zugeglitten war. Diesmal sah er so aus, wie er auch war. Das war der echte.

Glendas Blick irrte ab. Staub quoll hoch, als der Gladiator sein Netz durch den Sand zog. Die Partikel wehten auf Glenda zu und blieben in ihrem Gesicht kleben.

Diesmal war das Netz leer. Kein Schädel befand sich darin, wobei sich Glenda sicher war, daß das Netz für ihren Kopf allein gedacht war, und sie schüttelte sich vor Grauen.

Ihr Blick und der des Gladiators begegneten sich!

Dunkle Augen starrten sie an. Augen, die den Ausdruck erbarmungslos verdienten. Viel mehr konnte sie von seinem Gesicht nicht erkennen, da der Großteil im Schatten des Helms lag. Und einen langen Schatten warf Scorpio selbst, ein Zeichen, daß die Tageszeit bereits weit fortgeschritten war.

Trompeten schmetterten ihren hellen Klang gegen graublauen Himmel. Ein Zeichen, ein Signal.

Scorpio verstand es genau, drehte sich um, hob den rechten Arm und grüßte die Ehrentribüne mit der blanken Klinge.

Er konnte sich das leisten, denn er gehörte zu den Gladiatoren, die man achtete. In zahlreichen Kämpfen hatte er sich diese Achtung errungen, und selbst die Herren der Stadt und die Honoratioren

brachten ihm einen gewissen Respekt entgegen.

Langsam ließ er das Schwert sinken. Von irgendwoher fiel ein Sonnenstrahl schräg in die Arena, fing sich auf der Klinge und wurde zu einem blitzenden Reflex.

Ein Todeszeichen...

Rasch drehte sich Scorpio. Das Netz schleifte dabei durch den Sand und wirbelte Staub in die Höhe. Glenda wurde für einen Moment verdeckt, erkannte den Gladiator nur als Schatten, und als sich die Wolke verflüchtigte, sah sie ihn hoch über sich. Er schaute auf sie herab.

Kalt, gnadenlos waren die Augen. Ein seltsamer Laut drang aus seinem Mund, den Glenda wegen des hochgestellten Kragens nicht sehen konnte. Es mußte ein Zeichen sein, sie allerdings verstand es nicht, bis Scorpio mit seinem Schwert eine auffordernde Bewegung machte. Glenda mußte hoch.

Es fiel ihr schwer, auf die Füße zu kommen. Die Welt um sie herum wankte. Sie sah die hohen Ränge als schwankende Schatten, die Gesichter der Zuschauer wurden zu einer breiten Masse, und der Boden drehte sich vor ihren Augen.

Torkelnd bewegte sich die Gefangene ein paar Schritte vor. Sie war sich darüber im klaren, daß der Gladiator jetzt zustoßen konnte, das jedoch tat er nicht.

Zwar fuhr sein Schwert nach unten, doch die Klinge wischte an Glenda vorbei. Das sollte sie auch. Es war der Sinn dieser Attacke, der Gefangenen Angst einzujagen.

Und Glenda lief. Woher sie die Kraft nahm, sich noch einmal zusammenzureißen, wußte sie nicht. Automatisch setzte sie ein Bein vor das andere, schwankte dabei, und ihre Füße schleiften durch den warmen Sand.

Scorpio verfolgte sie nicht.

Er blieb wie ein Denkmal stehen, hielt auch seinen rechten Arm

still und schüttelte dafür den linken. Dort hielt er das Fangnetz. Es besaß eine Verstärkung. Man konnte sie als Griff bezeichnen. Das Netz bestand aus dicken Maschen, die sogar den Kräften eines Raubtieres widerstanden, ein Mensch hatte überhaupt keine Chance, ihm zu entkommen, wenn er gefangen war.

Scorpio schüttelte es durch. Die Wellen liefen über die Maschen, bewegten sie, so daß das gesamte Netz erfaßt wurde und durch den Sand der Arena schleifte.

Die Absicht des Gladiators war klar. Er würde nicht hinter Glenda herlaufen, sondern sie fangen.

Glenda lief. Sie tat es automatisch, setzte einen Fuß vor den anderen, wühlte den Sand hoch, hielt den Kopf gesenkt, schluchzte und sprach Worte, die niemand verstand und auch nicht hören konnte. Durst quälte sie, hinzu kam die Erschöpfung und natürlich das Wissen, daß sie Scorpio nicht mehr entkommen konnte.

Der Gladiator hielt es für angemessen, in Aktion zu treten. Den rechten Arm hielt er ruhig. Er hob nur den linken ein wenig an. Die Muskeln an seinem ungeschützten Oberarm spielten unter der Haut. Es war zu sehen, welch eine Kraft in diesem Kämpfer steckte, der eiskalt war und nie aufgab.

Allmählich geriet der Arm in kreisende Bewegung. Noch lag das Netz am Boden, nicht mehr lange, denn es wurde leicht angehoben und schwebte plötzlich eine Fußbreit über dem Sand.

Die Bewegungen wurden schneller, wilder. Nun spielte Scorpio seine Kräfte aus, und das gewaltige Netz entfaltete sich wie ein durchlässiges Dach.

Für einen Moment erinnerte es auch an einen sagenumwobenen Vogel, der seine Schwingen weit ausgebreitet hatte, bevor Scorpio mit einer letzten Drehung und dem Vorschnellen seines Arms das Netz auf die Reise schickte.

Bisher hatten die Zuschauer ihn noch angefeuert und ihm zugejubelt.

Als das Fangnetz unterwegs war, hielten sie den Atem an Jeder wartete darauf, daß Scorpio sein Ziel erreichte, und es wurde still in dem weiten Rund.

Zahlreiche Blicke verfolgten das fliegende Netz. Es hing an einem langen Band, und Scorpio behielt ein Ende in der Hand. Würde er treffen?

Ja, es erreichte die fliehende Frau, die erst jetzt bemerkte, was geschehen war. Sie drehte den Kopf, wobei sie allmählich in die Knie sank.

In diesem Augenblick fiel das Netz nach unten.

Es senkte sich einem Schatten gleich auf die am Boden Liegende herab, berührte sie und fing Glenda ein wie ein Fisch auf dem Trockenen. Wohl kaum jemand hörte das leise Klagen des Opfers. Der Laut verwehte im weiten Rund.

Nur einer nahm ihn wahr.

Scorpio!

Er lachte leise, während er auf Glenda Perkins zuschritt, um sie zu köpfen...

Es war phänomenal, gleichzeitig grauenhaft und auch unwahrscheinlich. Suko, Lady Sarah und mir wurde ein Blick in die Vergangenheit gestattet, quasi in das Rom der Gründerjahre.

Und das, was wir zu sehen bekamen, stammte nicht aus einen Film, es war eine Tatsache, denn Magie hatte dies ermöglicht. Schwarze Magie!

Ihr war es gelungen, Raum und Zeit zu verschieben, einfach aufzuheben, denn dieses Haus hier beherbergte ein Dimensionstor, das in eine andere Zeit führte.

Wir waren so perplex, daß wir dastanden wie Gartenzwerge und uns nicht rührten.

Unsere Blicke waren auf die gewaltige, airrömische Kampfarena

gerichtet, wo, und das wußte fast jedes Schulkind aus dem Unterricht, die Christen ein Opfer wilder Raubtiere werden sollten. Dort fanden auch die großen Gladiatorenkämpfe statt.

Und so einen Gladiator sahen wir.

Das war Scorpio! Eine wirklich sagenhafte Gestalt. Groß, breite Schultern, durch den golden schimmernden Kragen noch verstärkt, ein wahrer Riese, in dessen rechter Hand das Schwert direkt klein wirkte, und der jetzt die linke Hand bewegte, denn mit seinen Fingern hielt er den Griff eines Netzes fest, das er nun schleuderte. Sein Ziel war eine Frau.

Ein völlig erschöpftes Wesen, das durch den Sand taumelte und sich kaum auf den Beinen halten konnte. »Glenda!« schrie ich. In diesen meinen Schrei mischte sich das harte Lachen des Ennio Carra.

»Ja!« brüllte er. »Das ist deine Glenda. Das Mädchen, das aus der Zukunft in die Vergangenheit geschleudert worden ist, als Beute für Scorpio. Und sie wird sterben!«

»Nein!« Ich fuhr herum.

»Doch!« brüllte er mir entgegen. »Sie stirbt, falls du und dein Freund sich hier wehren!«

»Irrtum!« Wild schüttelte ich den Kopf, während ich ihn anschaute und nicht mehr auf das Dimensionstor blickte. »Sie kann nicht sterben, denn sie hat in der Gegenwart gelebt, und diese Raum-Zeit-Schwelle zu eliminieren, ist nicht möglich!«

»Läßt du es darauf ankommen?« höhnte Carra. »Ist durch Schwarze Magie nicht vieles möglich?«

Ja, da hatte er recht. Ein Risiko bestand, und ich wollte es nicht darauf ankommen lassen.

»John!« Diesen Warnruf stieß Suko aus, und ich drehte mich wieder um. Die Szene hatte sich verändert.

Scorpio ging aufs Ganze. Er hatte das Fangnetz so geschleudert, daß es jetzt über der flüchtenden Glenda schwebte und sich schon senkte,

um sie zu umfassen wie gewaltige Arme.

Glenda konnte nicht mehr entkommen. Das Netz hielt sie fest, und es riß sie gleichzeitig zu Boden. Mit lahm wirkenden Bewegungen wollte sie sich befreien, doch sie verhaspelte sich zu sehr in den Maschen und verstrickte sich nur noch tiefer darin.

Scorpio hatte es geschafft. Der große Triumph war ihm gelungen, und er ging mit schlagbereiter Waffe auf Glenda zu.

Carra sah es ebenfalls. Er kicherte hämisch. »Siehst du es, Sinclair? Schau genau hin, dann wirst du erkennen, daß das, was du siehst, kein Spaß ist...«

Das wußte ich nun auch, deshalb hatte ich mich in den letzten beiden Sekunden zu einer Verzweiflungsaktion entschlossen.

»Bleib du hier, Suko!« brüllte ich, startete, stieß Carra zur Seite, der wütend schrie, und stürzte in das Dimensionstor hinein, das mich einen Lidschlag später verschlungen hatte...

Schon einmal hatte ich das Gefühl erlebt. Man glaubt zu fallen, normal zu fallen, doch es wird nur ein Schweben daraus. So erging es mir auch jetzt.

Ich schwebte durch einen Zeitkanal. Mit irdischen Größen überhaupt nicht zu messen, zwei Jahrtausende wurden verwischt. Gegenwart und Vergangenheit verschmolzen zu einer Linie, auf der ich mich bewegte und sie durchbrach.

Eine andere Welt, eine andere Zeit und andere Menschen umgaben mich plötzlich.

Ich spürte die Wärme, den Sand unter meinen Füßen, hörte neben mir eine Art von Fauchen und stand im alten Rom inmitten einer Kampfarena.

Nie hätte ich damit gerechnet, daß mir so etwas einmal widerfahren würde, und ich konnte mich auch nicht lange darauf einstellen, denn die zahlreichen Schreie, die mir entgegenschwangen, bewiesen mir,

daß es Zeit wurde, zu handeln.

Nicht nur ich war überrascht worden, auch die anderen. Und der Gladiator, von dem ich mich leider zu weit entfernt befand. Ich war nahe der Tribünen erschienen und konnte mit ansehen, wie die dort sitzenden Großimperatoren von den Sitzen sprangen.

Hell schmetterten die Klänge der Alarm trompeten. Ich war ein Eindringling das konnte man nicht zulassen, und sie würden mir ihre Wachen auf den Hals schicken.

Aber was hätte ich anders machen sollen? Es war Wahnsinn, sicher, doch ich konnte nicht es einfach nicht mit ansehen, was dieser Scorpio mit Glenda anstellte.

Deshalb war ich gesprungen und hatte auch keine Rücksicht auf mein eigenes Leben genommen.

Scorpio hatte sein Ziel fast erreicht. Er stand dicht davor und drehte sich jetzt, weil auch ihm die Trompetenfanfaren aufgefallen waren und er deren Bedeutung sicherlich kannte.

Jetzt sah er mich!

Ich ließ ihm keine Zeit, noch große Überlegungen anzustellen, sondern jagte auf ihn zu.

Es war nicht einfach, im Sand zu laufen. Er war manchmal zäh und wurde von meinen Fußspitzen hochgeschleudert, so daß er wie ein nie abreißender Vorhang tanzte.

Da hatten es die Vierbeiner schon leichter.

Ich hatte nicht einmal die Hälfte der Strecke überwunden, als ich den Hufschlag hörte. Reiter sprengten in die Arena. Durch schrille Rufe und mit Peitschenschlägen feuerten sie ihre Tiere an. Ich zählte drei Legionäre, bewaffnet mit Schwertern, Schilden und Lanzen Zum Glück hatten sie die Löwen nicht losgelassen.

Blitzschnell schätzte ich die Entfernung zu Scorpio hin ab, und ich hörte durch das Trommeln der Hufe Glendas verzweifelte Schreie. Wahrscheinlich hatte sie mich entdeckt, aber ich konnte für sie nichts

tun, denn die Soldaten besaßen die besseren Ausgangspositionen, und sie hockten auf schnellen Tieren.

Zudem hatten sie sich so raffiniert aufgeteilt, daß sie mich von drei Seiten in die Zange nehmen konnten.

Innerhalb der Sandwolken - aufgewirbelt von den Hufen der Pferde - sah ich sie nur verschwommen. Sie schimmerten als gefährliche Schatten durch, und einer von ihnen hatte es besonders eilig. Er peitschte sein Pferd an, das schrill wiehernd losschoß und wie ein böses Ungeheuer auf mich zujagte.

Diesmal kam ich mir wie ein Stuntman im Filmspektakel vor. Ein Kameramann hätte die Szene nicht besser einfangen können, wie sich das Pferd aus der Wolke förmlich herauslöste und der Reiter seinen rechten Arm in die Höhe schwang wobei die Spitze der Lanze auf meinen Körper wies.

Er wollte mich in den Sand der Arena nageln!

Noch wartete ich und hechtete genau in dem Augenblick zur Seite, als er die Lanze schleuderte.

Ich sah sie nicht, ich spürte sie nicht, ich hörte nur, wie sie mit einem dumpfen Laut in den Sandboden hieb, rollte mich ein paarmal um die eigene Achse und spürte dabei, wie der Boden unter mir von den wirbelnden Hufen vibrierte.

Liegenbleiben konnte ich auf keinen Fall. Die Hufe hätten mich zertrampelt. Ich rollte mich noch einmal herum und schnellte auf die Beine, um zu der Stelle zu rennen, wo der Lanzenschaft in die Höhe ragte.

Unterwegs erwischte mich der zweite Reiter, während der dritte auch schon verdammt nahe war und der erste seinen Gaul so hart herumriß, daß er auf der Hinterhand hochstieg.

Den zweiten Reiter sprang ich an. Er hatte zwar sein Schwert gezogen, jedoch seinen Schild so gehalten, daß er ihn nicht deckte, denn er war dabei, sein Pferd zu zügeln.

Ich schleuderte ihn vom Rücken des Tieres, und er fiel in den Sand wo er sich überschlug.

Gleichzeitig krallte ich mich an der Mähne fest, lief noch ein paar Schritte mit dem Tier und zog mich auf dessen Rücken. Ein Reiter war ich nicht, doch in der Not frißt der Teufel Fliegen. Dieses Sprichwort traf auf mich zu.

Ich hämmerte dem Tier die Hacken in die Flanken und sah einen zweiten Reiter dicht vor mir. Der hatte es eilig und wollte mich rammen. Es gab zwei Möglichkeiten. Entweder ließ ich mich aus dem Sattel fallen oder riß das Pferd herum.

So gut kannte ich den Gaul nicht, außerdem war ich kein perfekter Reiter, mir blieb nur die erste Chance.

Ich kippte in den Sand.

Er dämpfte meinen Aufprall, und ich lag kaum am Boden, als die beiden Tiere zusammenkrachten.

Dieser Reiter hatte erst einmal genug mit sich selbst zu tun, so daß mir Zeit blieb, mich ein wenig umzuschauen. Die Lanze steckte noch immer im Boden und gar nicht mal weit von mir. Da ich die Beretta hatte verschwinden lassen, packte ich diese Stichwaffe riß sie aus dem Boden, und in diesem Augenblick hechtete einer der Soldaten vom Rücken seines Tieres auf mich zu.

Es war der Kerl, dem die Lanze gehörte.

Ich schwang herum.

Es war zu spät, die Waffe noch zur Seite zu drücken, denn der Legionär befand sich dicht vor mir. Ich sah sein in Todesangst verzerrtes Gesicht, die starren Augen, dann gab es einen Ruck, und ich ließ die Lanze fallen, als wäre sie heiß.

Auch der Mann kippte zu Boden. Tot oder schwer verletzt, ich wußte es nicht. Sein Blut näßte den Sand, und ich hörte die wilden Schreie der beiden anderen, während das reiterlose Tier dem Ausgang zusprengte. Der nächste Angriff erfolgte mit dem Schwert.

Vom Sattel aus wollte mir der Gegner den Schädel spalten. Ich sprang zur Seite, bekam zwar keinen Tritt des Pferdes mit, dafür einen Schlag mit der Flanke, der mich fast zu Boden geschleudert hätte. Taumelnd hielt ich mich auf den Beinen, griff mit der rechten Hand vor und hatte unwahrscheinliches Glück, daß ich die Zügel zwischen meine Hände bekam. Das Tier beugte sich nach vorn, der Soldat konnte sich nicht halten und fiel aus dem Sattel. Mit dem Rücken schlug er auf, rollte sich herum, ließ sein Schild los und stürzte sich mit gezücktem Schwert auf mich. Ich drehte mich ab, der Stoß erwischte mich nicht, dafür wuchtete ich meinen rechten Fuß vor, und der Karatetritt riß den Mann von den Beinen. Er krümmte sich am Boden und schrie. Für seine Umgebung hatte er keinen Blick mehr.

Ich holte mir sein Schwert. Er dachte nicht mehr daran, es noch weiter festzuhalten, und jetzt fühlte ich mich besser.

Einen Gegner hatte ich noch vor mir. Es war der erste, mit dem ich aneinandergeraten war. Seine Lanze hatte er verloren und das Schwert gezückt.

Auf dem Rücken des Tieres sitzend raste er wie ein Donnervogel heran, stieß Kampfschreie aus und hetzte mich durch die Arena. Ich ließ mich extra jagen und hörte auch die Rufe der Zuschauer. Während ich lief, konnte ich die breite Gegengerade sehen, wo sich terrassenförmig die Aufbauten in die Höhe schoben und die Besucher des grausamen Spektakels aufgesprungen waren. Die Aufgänge zwischen den Massen wirkten wie breite, mit dem Lineal gezogene Striche. Ich verfolgte einen bestimmten Plan. Und zwar wollte ich in die Nähe des Gladiators gelangen, denn dort befand sich auch Glenda Perlons. Wenn es nicht anders möglich war, dann mußte ich eben um sie kämpfen, und vielleicht konnte ich auch mit dem Schwert das gewaltige Netz auftrennen.

Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt. Ich merkte es

in diesen Augenblicken. Der letzte Kampf hatte mich Kraft gekostet, und hinter mir schwoll das dumpfe Pochen der Hufe zu einem regelrechten Gewitter an.

Scorpio tat nichts.

Ich sah ihn noch immer auf dem Fleck stehen, aber er war kampfbereit, denn er hielt sein Schwert fest.

Dann wirbelte ich herum, sah das Pferd vor mir und eine fliegende Gestalt. Der Reiter war aus dem Sattel gehechtet, prallte in den Sand, überschlug sich mehrmals, während ich auf ihn zurannte. Als ich ihn erreichte, kam er gerade wieder in die Höhe. Kampfbereit hielt er die Klinge, wobei er sofort angriff.

Ich parierte.

Im Laufe der Zeit habe ich es gelernt, mit Schwertern umzugehen, und die Routine und Technik retteten mir vorerst das Leben, denn mein Gegner, von der Statur her ein gedrungener, aber äußerst flinker Typ, machte mir schwer zu schaffen.

Er wirbelte, blieb nie auf der Stelle stehen, während heisere Kampfschreie aus seinem Mund drangen.

Einmal erwischte ich ihn am Kopf.

Die Klinge spaltete nicht sein Gesicht, sondern klirrte gegen den Helm. Und der Schlag zeigte seine Wirkung. Die Bewegungen des Legionärs wurden matter, und er verlor ein wenig die Übersicht. Wurde er bewußtlos?

Ich setzte nach, hieb mit gewaltigen Kreuzschlägen zu, die er kaum parieren konnte, und ich bekam mehrmals die Chance, ihn zu töten, was ich aber nicht wollte.

Dann verlor er die Waffe. Sie wirbelte davon. Als er ihr nachschaute, da stieß mein Schwert genau in die Lücke.

Plötzlich brüllte er auf, schaute auf seinen linken Oberschenkel, aus dem das Blut quoll, und sein Gesicht verzerrte sich. Langsam brach er zusammen.

Jetzt hatte ich nur noch den Gladiator vor mir, denn andere Soldaten waren noch nicht geschickt worden. Zudem machte auch keiner der Befehlshaber Anstalten, sie in die Arena zu scheuchen. Jeder schien auf den Kampf zwischen mir und Scorpio zu warten.

Ich schaute ihn an.

Und ich sah Glenda.

Sie war nicht ohnmächtig geworden, sondern hatte sich, obgleich vom Netz umfangen, hingekniet und mir ihr Gesicht zugewandt. Obwohl es mich anstrengte, konnte ich die Worte nicht unterdrücken. Ich mußte ihr einfach Mut zurufen.

»Halte aus, Glenda, wir schaffen es! Wir packen diese Bestien! Keine Bange!«

Ich hörte nicht, was sie mir antwortete, denn ich mußte mich jetzt auf Scorpio konzentrieren, der auf mich zustampfte.

Auch ich blieb stehen.

Wir fixierten uns.

Da wußte ich, daß ich mit ihm kein leichtes Spiel haben würde. Er war der Super-Gladiator, ihm huldigten die Massen, und er würde mich fertigmachen.

Flucht hatte keinen Sinn, davonlaufen konnte ich ihm nicht, aber ich konnte etwas anderes tun.

Ihn kampfunfähig schießen.

Mit Schwung warf ich das Schwert in die linke Hand, bekam den Griff zu fassen und holte mit der rechten die Beretta hervor, die ich zum Glück nicht verloren hatte.

Er zögerte unmerklich, als er die Waffe sah. So ein Ding war ihm noch nie vor die Augen gekommen, denn Reisende aus einer anderen Zeit waren schließlich mehr als selten, deshalb störte es ihn nicht, daß ich die Waffe in der Hand hielt.

Seine rechte Schulter war geschützt. Dorthin konnte ich die Kugel nicht setzen.

Also die linke.

Mein Finger hatte fast den Druckpunkt überwunden, als ein Schrei durch die zuschauende Menge brandete.

Die Gaffer harten bestimmt nicht wegen uns so geschrien. Das mußte einen anderen Grund haben.

Ich konnte erkennen, daß Scorpio das Interesse an mir verloren hatte, denn er schaute an mir vorbei zum Eingang der Arena. Dort tat sich etwas, was für die damalige Zeit typisch war, denn durch das Tor hetzten mit gewaltigen Sprüngen zwei hungrige Löwen...

»Das ist Wahnsinn!« brüllte Ennio Carra, beugte seinen mageren Körper zurück, hob die Hände und preßte sie links und rechts gegen sein Gesicht. »Er verschwindet in der Vergangenheit, und er wird dort bleiben, dieser Narr!«

Nach diesen Worten wollte sich Ennio Carra ausschütten vor Lachen, und das regte Suko auf.

Suko wuchtet über den Schreibtisch, schleuderte einige Dinge zu Boden, bekam Carra zu packen und zog ihn am Revers seiner Anzugjacke über die Platte zu sich heran.

»Hol ihn zurück!« befahl Suko. »Hole ihn und das Mädchen sofort zurück!«

»Das kann ich nicht!« kicherte Carra.

»Wenn du es nicht tust, dann werden wir beide...«

»Suko, die Zombies!«

An die hatte der Chinese nicht mehr gedacht, aber Lady Sarah Goldwyn warnte ihn rechtzeitig.

Suko ließ Carra nicht los. Eine bessere Geisel konnte er überhaupt nicht bekommen. Mit dem dünnen Mann im Griff kreiselte er herum und hielt ihn wie einen Schild vor sich.

Obwohl Suko sich eigentlich an das Bild hätte gewöhnen müssen, war es noch immer unfäßbar. Gladiatoren standen vor ihm. Lebende

Leichen, aber keine Tote, die bereits seit 2000 Jahren verstorben waren, sondern Wesen aus der Gegenwart, nur eben als Gladiatoren verkleidet, um ihrer Aufgabe gerecht zu werden.

Sie sollten Carra beschützen, und diese Aufgabe nahmen sie ernst. Suko fragte sich auch, wie die Köpfe wieder auf die Körper gekommen waren. Sehen konnte er nichts, da die vier Gladiatoren eiserne Halskrausen besaßen, die den Kopf bis zum Kinn schützten. Wahrscheinlich sorgten diese Krausen auch dafür, daß der Kopf auf dem jeweiligen Rumpf gehalten wurde.

Einer stand besonders nahe und hieb sofort mit dem Schwert zu. Fast schien es, als wollte er seinen eigenen Herrn und Meister treffen, der auch in Sukos Griff zuckte. Doch der Hieb ging vorbei, und das Schwert traf den dunklen Telefonapparat, der von der Wucht des Schlages in zahlreiche Stücke zersprang.

Dieser Schlag war für Suko so etwas wie ein Startsignal. Bevor Ennio Carra sich versah, hatte ihn der Chinese mit der linken Hand am Hals gepackt und den Kopf so weit nach unten gedrückt, daß die Stirn und die Schreibtischplatte in der Verlängerung eine Linie bildeten. Das war von Suko genau berechnet worden, denn er wollte freie Schußbahn haben und hielt über den gebeugten Rücken des Mannes auf die Zombies.

Die Beretta in seiner rechten Hand spie Feuer. Ein geweihtes Silbergeschoß raste aus dem Lauf und traf den Zombie, der bereits zu einem neuen Hieb ausgeholt hatte, mitten in die Brust. Ein harter Stoß fegte ihn zurück. Er fiel fast gegen ein Regal, bevor er sich drehte und zusammenbrach. Noch drei Gegner.

Suko hatte die Waffe geschwenkt, und bevor er von dem zweiten angegriffen werden konnte, hatte er bereits die nächste Kugel zu schlucken bekommen.

Es war hart, daß Suko so reagierte, doch es blieb ihm keine andere Möglichkeit. Er hatte es hier nicht mit Menschen zu tun. Das waren

Wesen aus der Schattenwelt!

Natürlich sah Carra, daß seine Felle wegschwammen. Er fluchte und schrie, wollte sich aus dem Griff des Inspektors winden, wobei Sukos Finger einem ehernen Ring glichen, sie ließen den Hals des Mannes nicht los.

Carra sollte ihm nicht entkommen!

Zwei Zombies waren noch übrig.

Einer von ihnen tauchte nach hinten weg versuchte in der Düsternis des Kellers Schutz zu suchen, während sich der zweite vorwarf. Er nahm auch keine Rücksicht auf seinen Herrn und Meister und besaß diesen verdammten Dreizack, mit dem er einen Menschen aufspießen konnte. Bisher hatte er noch schräg zum Boden gewiesen, doch mit einer blitzschnellen Kippbewegung drehte ihn der Untote um und stieß zu. Allein wäre Suko schnell weggekommen, aber die Geisel machte Schwierigkeiten. Carra stemmte sich dagegen. Suko hatte Mühe, ihn auf die Seite zu bekommen, und als er es fast geschafft hatte, erwischte ihn der Zombie mit dem Dreizack.

Er hätte Carra vielleicht sogar die Kehle durchbohrt. Daß dies nicht geschah, konnte der Italiener dem Chinesen verdanken, der ihn zur Seite gerissen hatte. So wurde Carra nur an der Schulter erwischt und fing sofort an zu schreien.

Aus der Wunde quoll Blut, es näßte den Stoff des dunklen Anzugs. Suko war gezwungen, den Mann loszulassen. Er schleuderte ihn zur Seite, sah das verzerrte Gesicht, und Carra schaffte es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Ächzend brach er in die Knie, wobei ersieh noch am Schreibtisch abstützte.

Suko glitt nach links.

Der Zombie mit dem Dreizack hatte bereits ausgeholt, um diesmal auch den Inspektor zu erwischen. Sein Gesicht war stumpf, die Augen blickten leblos, doch der Wille zum Töten hielt ihn auf den Beinen, und er schwang mit seiner Waffe im Anschlag herum.

An den Zinken klebte noch Blut. In Hüfthöhe stieß er zu, und er rechnete damit, seinen Gegner zu erwischen.

Es war ein Irrtum.

Suko hatte abgewartet, die Waffe gehoben, und er schoß genau zum richtigen Zeitpunkt. Bevor ihn der Dreizack erwischen konnte, traf die Kugel den Kopf des untoten Wesens.

Das war das Ende des Zombies.

Suko vernahm noch einen seltsamen Laut aus dem Maul des Untoten, dann fiel er auf den Rücken und schlug dumpf auf. Den Dreizack verlor er. Suko nahm die Waffe an sich. Er warf auch einen raschen Blick auf Ennio Carra.

Im Augenblick stellte der Mann keine Gefahr für ihn dar. Carra hockte auf dem Boden und lehnte mit der Schulter gegen den Schreibtisch. Das Gesicht war verzerrt. Eine Hand hielt er auf die Wunde gepreßt, die ihm der Zinken des Dreizacks zugefügt hatte.

Suko konnte Carra vergessen. Aber da war noch jemand. Der Kampf mit den drei Zombies hatte nur Sekunden gedauert. Eine kurze Zeitspanne, jedoch lang genug, um einen Menschen in höchste Gefahr zu bringen. Und da dachte der Inspektor an Lady Sarah.

Schon vernahm er ihren Ruf. »Suko, zum Henker, wo steckst du denn?«

Ihre Stimme klang zwar rau, doch der Chinese hörte auch die Angst heraus, die aus ihr mitschwang.

»Ich bin gleich da!«

»Hoffentlich. Dieser Zombie will aus mir Schaschlik machen, aber dafür bin ich zu zäh.«

Suko konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Das war typisch Sarah Goldwyn. Sie verlor ihren Humor auch nicht in den haarigsten Situationen, und gut ging es ihr sicherlich nicht, dann hätte sie nicht so um Hilfe gerufen.

Aber wo steckte sie?

Das war die große Frage. Sie hatte sich in Richtung der Regale gewandt, und ausgerechnet dort war es am düstersten. Es gab dort kein Licht, alles war dunkel, und die Regale wurden nur an den Außenseiten von einem hellen Schein gestreift.

Da Carra nicht im Dunkeln seine Bücher suchen würde, mußte sicherlich auch in Regalnähe Beleuchtung vorhanden sein. Die jedoch zu finden, wäre zu aufwendig gewesen, so daß Suko sich auf Zehenspitzen weiterbewegte, in den nächstliegenden Gang zwischen den Regalwänden tauchte, wo er abwartend stehenblieb und lauschte. Zu hören war nichts.

Allerdings nur für die Dauer weniger Sekunden, dann vernahm der Inspektor ein dumpfes Geräusch und einen wütenden Ruf. Im nächsten Augenblick wiederholten sich die dumpfen Laute. Es schien dem Inspektor, als wäre etwas zu Boden gefallen, und zwischendurch erklang noch Lady Sarahs Stimme. »Du verfluchte Bestie willst mich hier fertigmachen. Ich werde... au, verdammt...«

Schon bei den ersten Worten hatte es Suko auf seinem Platz nicht mehr ausgehalten. Er war tiefer in den Gang zwischen den beiden Regalen hineingelaufen, erreichte auch das Ende und wandte sich sofort nach rechts, denn er nahm an, daß aus dieser Richtung die Stimme der Horror-Oma aufgeklungen war.

Suko täuschte sich nicht. Vor sich sah er die beiden Gestalten. Zuerst Lady Sarah. Sie wandte ihm den Rücken zu und war damit beschäftigt, sich gegen den Angreifer zu verteidigen, und Suko konnte auch die dumpfen Geräusche erklären. Sie waren entstanden, als die Horror-Oma Bücher aus den Regalen gerissen hatte, um dem Zombie den Weg zu versperren.

»Lady Sarah!« rief der Chineser. »Zur Seite!«

Die Horror-Oma hörte den Ruf aber sie schaffte es nicht, zu entkommen, denn die auf dem Boden liegenden Bücher wurden auch für sie zu einer Stolperfalle.

Rückwärtsgehend stieß sie mit der Hacke gegen ein besonders dickes Buch, das sich kaum von der Stelle bewegte, so daß es für Lady Sarah dieselbe Wirkung besaß wie ein im Wege liegender Stein. Die Horror-Oma verlor das Gleichgewicht, ließ ihren Stock fallen und suchte nach einem Halt.

Den fand sie nur mangelhaft in einem Regal; sie schleuderte herum und flog mit dem Rücken gegen die Wand.

Im Moment war sie wehrlos.

Der Zombie sah dies, stieß ein blubberndes Geräusch aus und hob seinen Dreizack.

Eine Chance, dem Stich zu entgehen, würde Mrs. Goldwyn nicht bekommen. Ihre alten Knochen wollten ihr nicht mehr so gehorchen. Aber da war noch Suko!

Und der feuerte.

Mrs. Goldwyn mußte das Pfeifen der Kugel hören, so nahe strich sie an ihrem Gesicht vorbei, bevor sie voll ins Ziel traf und den Untoten von den Füßen holte.

Er krachte gegen die volle Regalwand, die ins Wanken geriet, aber nicht fiel. Mit einem Arm schlug der sterbende Zombie noch um sich. Er riß sogar ein paar Folianten aus dem Regal, die auf ihn niederfielen und ihn unter sich begruben, als er zu Boden krachte.

Das war der vierte - und letzte!

Suko atmete auf. Er ließ seine Beretta verschwinden, als er auf Lady Sarah zuing und sie an der Schulter faßte. Dabei erkundigte er sich, ob alles in Ordnung sei.

»Jetzt ja, mein lieber. Hast dir ja ziemlich viel Zeit gelassen.«

»Sorry, aber ich habe leider nicht die Augen einer Katze, die im Dunkeln sehen kann.«

»Fast wäre ich mit ihm fertig geworden«, murmelte die Horror-Oma.

»Aber eben nur fast.«

»Das ist es ja.« Ihre Stimme klang leise, ein wenig erstickt, und dann preßte sich Mrs. Goldwyn für einen Moment gegen Suko. Er hörte sie schnäuzen, und ein Kratzen hatte sie auch in der Kehle, so daß sie sich räuspern mußte.

Suko lächelte über ihren Kopf hinweg. Auch die Horror-Oma hatte Ängste ausgestanden, es war nämlich sehr haarig zugegangen, und Hilfe war wirklich erst im letzten Augenblick gekommen. Nun löste sie sich von Suko und schüttelte den Kopf. »Wo ist mein Stock? Wir müssen ja weitermachen.«

Suko bückte sich und hob ihn auf.

Die Horror-Oma nahm ihn an sich. »Er hatte den Dreizack, ich nur den Stock, und der hat mich erst einmal gerettet.«

»Wie das?«

»Mit ihm räumte ich die Bücher aus den Regalen, die ich ihm dann in den Weg schleuderte.«

»Das war gut.«

»Hat aber auch Nerven gekostet. Wo steckt eigentlich Ennio Carra?« wechselte sie das Thema.

Suko schlug sich gegen die Stirn. »Verdammt, den habe ich vergessen. Der ist verletzt worden, aber nicht so schwer, als daß er uns nicht mehr gefährlich werden könnte. Kommen Sie!« Suko machte sich auf den Rückweg und hörte die Horror-Oma fragen:

»Von John und Glenda wissen Sie nichts?«

»Nein. Sie sind wahrscheinlich in der anderen Zeit verschollen. Unter Umständen muß ich auch...« Suko blieb stehen. Er redete nicht mehr weiter, denn er starrte auf eine völlig normale Wand. Es war ihm nicht mehr vergönnt, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, und er fühlte die Enttäuschung so stark, daß sie sich wie Schwäche in seinem Körper ausbreitete.

»Sind die beiden jetzt verloren?« Lady Sarah flüsterte die Worte, die sie allerdings mehr an sich selbst richtete, denn von Suko konnte

sie keine Antwort bekommen.

Der stieg über einen am Boden liegenden Zombie hinweg. Als er den Blick nach unten warf, fiel ihm die schiefe Haltung des Kopfes auf. Dieser Schädel war in der Tat nur aufgepreßt worden, und es bestand ansonsten keine Verbindung mehr zum Körper.

Welch ein Grauen...

Einer zeigte sich dafür verantwortlich. Carra, der Anführer der Sekte. Aber wo steckte er?

Zuletzt hatte er auf dem Boden gesessen und mit dem Rücken am Schreibtisch gelehnt, jetzt war er verschwunden. Carra hatte die Gunst der Stunde genutzt. Suko und Lady Sarah besaßen das Nachsehen. Der Inspektor ärgerte sich und hörte plötzlich das Lachen der Horror-Oma. »Ich hab's!« rief sie.

»Was?«

»Aufpassen!« Sie hatte das Wort kaum ausgesprochen, als unter der Decke eine Lampe aufstrahlte, die so lichtstark war, daß sie den Keller ausleuchtete.

Zum erstenmal konnten sie den Keller inspizieren.

Auch Ennio Carra war von der Helligkeit überrascht worden. Sekunden später wäre er verschwunden gewesen. So aber sahen beide den Mann nahe der nach oben führenden Treppe, über die er verschwinden wollte.

»Na warte!« knurrte Suko und startete.

»Ja, hol ihn zurück, diesen Hundesohn!« rief Lady Sarah voller Wut. »Er wird uns noch einiges erzählen müssen.«

Carra beeilte sich. Er war gehandicapt. Seine Verletzung machte ihm zu schaffen, deshalb erwischte ihn Suko, als er auf der zweituntersten Stufe stand.

Die Hand des Inspektors hieb auf seine Schulter, und er riß Carra zu sich heran.

Der Magere keifte wie ein altes Marktweib. Als Suko ihn

herumdrehte, sah er dessen verletzte Schulter. Noch immer rann Blut aus der Wunde, aber Carra war sehr zäh. Er hatte die Zähne zusammengebissen und schüttelte den Kopf. Auf seinem Gesicht glitzerten Schweißperlen. Daß dieser Mann noch nicht aufgegeben hatte, war Suko klar. Aber er hatte ebenfalls die Flinte nicht ins Korn geworfen. Wenn es einen Weg zu Glenda und John gab, dann nur über Ennio Carra.

Suko schleifte ihn wieder in den Hintergrund des Kellers, wo auch der Schreibtisch stand und die erledigten Zombies lagen. »Sieh dir deine Helfer an!« zischte der Inspektor. »Schau genau hin. Keiner von ihnen lebt noch sein untotes Leben. Sie sind vernichtet worden. Alle vier. Und so machen wir auch weiter!«

Carra heulte vor Wut, während Lady Sarah dabeistand und nur zuschaute.

Den linken Arm konnte Carra nicht bewegen. Er hing an einer Seite herab, als würde er überhaupt nicht zu ihm gehören. »Soll ich dir die Wunde verbinden?« fragte Suko.

»Geh zum Teufel, Bastard!«

Der Chinese lachte. »Nur mit dir zusammen statten wir dem Höllenmeister einen Besuch ab. Er wird sich freuen, wenn er dich, einen seiner Diener, sieht.«

»Höre auf, du...«

»Ich rede hier!« sagte Suko hart und drängte den Mann herum, damit er gegen die Wand schauen konnte. »Vorhin hast du mir Sinclair und das Mädchen gezeigt. Sie befanden sich im alten Rom in einer anderen Zeit und mußten um ihr Leben fürchten.«

»Vielleicht sind sie tot!« kreischte Carra.

»Ja, vielleicht. Aber ich will genau Bescheid wissen Du wirst dafür sorgen, daß dieses Bild wieder entsteht.«

Suko bekam nicht sofort die Antwort. Einen Moment später jedoch anders, als er es sich hatte träumen lassen. Carra begann gellend zu

lachen. Das fing erst leise an, steigerte sich, und schließlich hallte das Gelächter durch den Keller, als würde ein Wahnsinniger durchdrehen. Der Inspektor fand keinen Grund für diese Reaktion. Er schaute Sarah Goldwyn an, und diese hob nur die Schultern. Auch sie wußte keine Erklärung.

Suko hatte bereits den rechten Arm erhoben, als Carra sein Gelächter abrupt stoppte.

»Das wurde auch Zeit«, sagte Suko.

»Ich weiß nicht, was ihr beiden wollt.« Er kicherte wieder. »Ich kann euch die beiden nicht mehr zeigen. Die Magie ist aufgehoben worden. Man konnte sie nur halten, weil meine Diener noch lebten. Aber ihr habt sie getötet und euch damit den Weg in eine andere Welt zugemauert.«

Er schüttelte sich. »Hört ihr? Zugemauert. Es ist aus, nichts geht mehr.«

Suko und Sarah Goldwyn standen da wie vom Donner gerührt. Damit hatte keiner von ihnen gerechnet.

Ein Bluff? Das sagte Suko auch.

»Nein, kein Bluff. Diese von euch getöteten Zombies hielten die magische Verbindung zur Vergangenheit aufrecht. Jetzt habt ihr sie durch euer Eingreifen abgetrennt. Keine Chance mehr für euch!«

Suko und Lady Sarah erwiderten nichts. Was sollten sie auch sagen? Dieser Ennio Carra hatte ihnen tatsächlich eine Niederlage bereitet, er hatte sie eiskalt reingelegt und grinste impertinent. Sarah Goldwyn fing sich als erste. Sie kam zu dem Chinesen und Ennio Carra. »Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß es die einzige Verbindung in die andere Zeit war.«

»Ja, das will ich.«

»Ich glaube es Ihnen nicht«, sagte Lady Sarah. »Kein einziges Wort. Sie mußten immer damit rechnen, daß diese Verbindung mal reißt. Außerdem würde Scorpio selbst ja keine Möglichkeit mehr finden,

in diese Zeit zu kommen. Nein, Carra, so einfach lassen wir uns nicht aus dem Spiel bluffen, glaub mir!«

Suko zuckte zusammen, als er die Worte hörte. Natürlich, daran hatte er nicht gedacht. Es mußte noch einen zweiten Weg geben, wie es die Horror-Oma angenommen hatte. Der Inspektor schaute Carra an. Der hagere Römer war noch blasser geworden. In seinen Augen funkelte es. Lady Sarahs Worte hatten ihn geschockt, denn sie mußten haargenau den Nagel auf den Kopf getroffen haben.

»Habe ich recht?« fragte sie.

»Verdammt, ich...«

»Es gibt also noch einen Weg?«

»Ich... ich...«

Suko hielt es nicht mehr aus. Auch seine Geduld reichte keine Ewigkeit. Er sprang vor, packte den Mann an der gesunden Schulter und schüttelte ihn. »Verdammt, rede, oder es wird dir dreckig gehen. Da hilft dir kein Zombie mehr...«

»Laß mich los!« kreischte Carra.

»Erst wenn du gesagt hast, daß es noch einen zweiten Weg gibt, der von der Vergangenheit in die Gegenwart führt.«

Carra wand sich. Sein Gesicht wechselte innerhalb von Sekunden mehrmals den Ausdruck. Mal zeigte es Schmerz oder Pein, dann wieder Wut und Trotz. Er öffnete nicht den Mund, kein Wort drang über seine Lippen, und die dünne Haut in seinem Gesicht zuckte.

»Wo befindet sich der Weg?« Suko ließ nicht locker, und er drückte Carra gegen die Wand.

»Ich... ich...«

»Wo, verdammt?« Die Stimme des Inspektors hallte durch den Keller. Carra sah in ein Gesicht, das die Entschlossenheit wiedergab, zu der Suko fähig war. Er sah sich dicht vor dem Ziel und wollte nicht aufgeben. Da konnte sich der andere drehen und winden, Suko würde am Ball bleiben. Und das mit aller Konsequenz.

»Bene, bene, Sie haben gewonnen!« keuchte Carra. »Lassen Sie mich los. Ich werde es Ihnen sagen!«

Suko hielt den Mann weiterhin fest. Allerdings schüttelte er ihn nicht mehr durch.

Ennio Carra senkte seinen Kopf. Er schluckte, sein magerer Hals zuckte, die Augen schienen zu brennen, als er den Mund bewegte und die nächsten Worte flüsterte: »Es gibt tatsächlich noch einen Weg, aber der ist gefährlich und...«

»Wo müssen wir hin?«

»In die Katakomben!«

Suko lief ein Schauer über den Rücken. Er selbst war noch nie in diesen Gräbern gewesen, die sehr berühmt geworden waren und aus den Gründerjahren der Stadt stammten. Er wußte nur, daß es sie gab, und daß die Christen sich während ihrer Verfolgung dort verborgen hatten.

»Und in welche Katakombe müssen wir?«

»In die größte. Sie heißt Catacombe di Priscilla und liegt an der Via Salaria und dem alten Friedhof.«

»Gut, gehen wir hin.«

»Es... es ist weit...«

»Klar, aber Sie werden doch einen Wagen besitzen?«

»Den habe ich.«

»Um so besser«, erwiderte Suko und drückte den Mann herum. »Sie werden unser Führer sein und...«

Das Kichern des Römers unterbrach ihn, und beide hörten sie, wie Carra sagte: »Ihr werdet euch wundern...«

Ich wollte kein Fraß für Löwen werden!

Dieser Gedanke schoß mir durch den Kopf, als ich die beiden Löwen sah, die aus dem Tor wirbelten und sich uns mit gewaltigen Sprüngen näherten. Mit einem Krach fiel das Fallgitter nach unten

und ramnte seine Spitzen in den Boden.

Für Scorpio und mich war der Fluchtweg verschlossen. Wir mußten uns den Raubtieren stellen.

Eine irre Situation. Ich mußte mit demjenigen Seite an Seite kämpfen, der praktisch mein Todfeind war, und der sich jetzt wie ich auf den Kampf mit den beiden Löwen konzentrierte.

Ich hörte das schrille Wiehern der Pferde. Auch sie hatten Angst, denn ihnen war ebenfalls der Fluchtweg genommen worden. Viel Zeit zum Überlegen blieb uns nicht mehr. Die Löwen waren verdammt schnell und benötigten nur Sekunden, um ihr Ziel zu erreichen. Ihre Sprünge waren gewaltig. Sie boten ein wirklich tolles Bild, und die Masse auf den Rängen jubelte und schrie. Sie feuerten die Tiere an, denn sie erlebten jetzt ein spektakuläres Schauspiel. Die breiten Pfoten der Löwen wirbelten den Sand zu großen Schleiern in die Höhe, so daß wir die Tiere kaum sahen, weil sie in den Wolken eingehüllt waren.

Ich hatte das Schwert und meine Beretta.

Eine Pistolenkugel gegen einen heranstürmenden Löwen. Konnte ich ihn damit überhaupt stoppen?

Jäger, die diesen Tieren in der Steppe auf den Fersen waren, besaßen Spezialgewehre, ich aber hatte nur meine Beretta, und ich mußte schon verdammt genau zielen und auch treffen, wenn ich einen Erfolg erreichen wollte, was aber nicht möglich war, denn die Körper blieben vorerst in den Sandwolken verschwunden.

Dafür steigerte sich das Fauchen.

Ein widerliches Geräusch, das mir durch und durch ging. Es machte mir klar, mit welchem Elan sich die ausgehungerten Tiere auf uns stürzen würden.

Ein wenig Zeit hatte ich noch, drehte den Kopf und schaute zu Scorpio und Glenda hinüber.

Meine Sekretärin hatte sich aufgerichtet. Sie kniete, und noch immer

hing das Netz über ihrem Körper. Jetzt hätte sie eigentlich ße Chance gehabt, sich von diesem Ding zu befreien, und das schrie ich ihr auch zu.

Entweder verstand sie mich nicht, oder sie wollte mich nicht hören, jedenfalls rührte sich Glenda nicht. Und mir blieb nicht die Zeit, sie zu befreien.

Scorpio erwartete die Tiere. Er kannte sich darin aus. Breitbeinig hatte er sich aufgebaut, wirkte wie ein zu Stein erstarrter Mensch und gleichzeitig wie ein Hindernis, das man kaum überwinden konnte. Mit der rechten Hand hielt er den Griff des Schwerts umklammert, die Spitze zeigte schräg nach oben, und er war bereit, dem Löwen den Körper von vorn bis hinten aufzuschlitzen.

Zwei Menschen, zwei Löwen.

Die Tiere wußten genau, was sie zu tun hatten. Einer bewegte sich mehr nach rechts und der nahm mich aufs Korn, während sich der andere dem Gladiator zuwandte.

Aus der Staubwolke hatte er zum Sprung angesetzt und schoß daraus hervor. Ein gelblich schimmernder Körper, der sich einen Menschen zum Ziel ausgesucht hatte.

Meine Gedanken wurden abgeschnitten, ich kümmerte mich einzig und allein um den Löwen.

Dieses Tier war ein Naturereignis. Es hatte den Rachen aufgerissen, ich sah ihn wie einen Koloß über mir schweben, seine Pfoten zuckten, das Maul stand offen, und genauso hatte der Tarzan-Zeichner immer seine Szenen gemalt.

Diesmal erlebte es kein Comic-Held, sondern ich.

Tarzan hätte sich dem Tier entgegengeworfen. So etwas traute ich mich nicht, denn es war lebensgefährlich. Deshalb hechtete ich zur Seite, fiel selbst dabei zu Boden, hielt mich auf den Knien, drehte mich und sprang wieder hoch.

Der Löwe war ins Leere gesprungen und weich auf seinen starken

Pfoten gelandet. Er schwang sofort herum, das Fauchen erinnerte mich an das Grollen eines Donners, seine Mähne zitterte, die Flanken bebten, und er sprang zum zweitenmal.

Diesmal warf ich das Schwert. Da es eine ziemlich kurze Klinge besaß, konnte ich es riskieren.

Schwert und Löwe wuchteten aufeinander zu. Und das Tier wich nicht aus.

Die Waffe traf.

Himmel, hatte ich ein Glück! Ich sah, wie die Klinge dicht unter seinem Maul schräg im Körper verschwand. Nur der Griff schaute noch heraus. Für einen Moment hatte ich Angst, daß dieser Treffer nicht reichen würde, denn der Löwe stoppte seinen Sprung nicht, aber urplötzlich verließ ihn die Kraft.

Sein Körper - noch in der Luft schwebend - zuckte. Er schlug mit den Pfoten um sich, ein gewaltiger Blutstrom schoß aus der Wunde, dann krachte der Löwe in den Sand, schlug noch um sich, und sein Schweif peitschte Wolken in die Höhe.

Der Löwe lag im Sterben. Das stolze Tier der Wüste verging, und es tat mir in diesen Augenblick ein wenig leid, aber ich hatte mich verteidigen müssen und mußte es auch noch weiterhin.

Leider brauchte ich dazu auch das Schwert, und das steckte im Kopf des sterbenden Löwen.

Obwohl er sich nicht mehr normal wehren konnte, war es gefährlich, sich ihm zu nähern, denn der Löwe lag im Todeskampf, und sein Körper schwang von einer Seite auf die andere. Er schrie. Ja, ein anderes Wort fiel mir für den Laut, der da aus seiner Kehle drang, nicht ein. Es war ein Schreien, ein verzweifelter Brüllen, ein letztes Aufbäumen, und mir wurde heiß und kalt zugleich.

Ich schaute über den schwerverletzten Löwen hinweg. Mein Blick suchte und fand Scorpio.

Auch er hatte es geschafft. Allerdings nicht auf eine so primitive

Art und Weise wie ich. Sein Kampf war schon zu vergleichen mit dem des berühmten Dschungelhelden Tarzan. Scorpio hockte auf dem Rücken des Tieres, hatte den linken Arm um den breiten Hals gekrallt, den Schädel zurückgebogen und hielt den rechten Arm erhoben, wobei er die Spitze seines Schwertes in dem Augenblick nach unten rammte, als ich hinschaute.

Es wurde ein Volltreffer, und der Gladiator stieß einen schaurigen Siegeschrei aus, der durch das weite Rund der Kampfarena hallte, bevor er hineinschwang in den Beifallssturm, der von den Rängen auf uns niederrauschte. Scorpio hatte es geschafft!

Auf eine spektakuläre und irgendwie unnachahmliche Art und Weise hatte er den Löwen bezwungen, der nun unter ihm zusammenbrach und reglos am Boden liegenblieb.

Nicht so wie das von mir besiegte Tier, das noch immer gegen den Tod ankämpfte und dennoch nicht Sieger bleiben konnte. Ich brauchte das Schwert, riskierte es einfach, lief auf den Löwen zu und zog es aus der Wunde.

Die Klinge war rot, und Blut strömte aus dem Körper, auch dann noch, als ich in die längst gebrochenen Augen des Tieres schaute, das mir irgendwie anklagend entgegenschaute.

Es war vorbei...

Für mich nicht, denn ich wandte mich dem Gladiator zu, der auch in mir wieder seinen Gegner sah.

Wir beide trugen die Schwerter mit den blutigen Klingen in den Händen, und mit ein paar weiten Schritten jagte Scorpio auf mich zu. Ich kam nicht mehr dazu, meine Beretta zu ziehen, denn ich mußte mich seiner Attacke erwehren.

Er hatte Kraft, drosch sein Schwert von oben nach unten. Ich bekam meine Waffe soeben noch in die Höhe, und die beiden Klingen prallten aufeinander. Die Wucht wurde verdoppelt. Ich hatte Mühe, überhaupt auf den Beinen zu bleiben, fast hätte ich noch meine Waffe

verloren, wurde zurückgedrängt und beschleunigte zudem meine Schritte noch, da ich aus der unmittelbaren Reichweite des Gladiators gelangen wollte. Er aber setzte nach.

Und wie. Schlagend und rennend brachte er mich in höchste Bedrängnis. Er schien seine Kraft aus der Hölle zu schöpfen, und wir beide waren umgeben vom hellen Klang der aufeinanderprallenden Schwerter.

Lange würde ich dem Gladiator nicht mehr Paroli bieten können, das war mir klar. Deshalb mußte ich mir etwas einfallen lassen. Ich dachte wieder an die Beretta, aber der andere ließ mir keine Zeit, sie aus der Halfter zu holen.

Und dann jagte die Klinge schräg von oben links auf mich zu. Es war ein wuchtiger, mörderischer Hieb, der alles entscheiden sollte und der mich auch geteilt hätte, wenn ich mich nicht im letzten Augenblick zu Boden geworfen hätte.

Dabei riß ich den rechten Arm hoch, drehte das Schwert, so daß die Klingen aufeinanderprallten und ich nicht getroffen wurde. Dafür verlor ich das Schwert!

Ich hatte schon zuvor Schwierigkeiten gehabt, die Waffe festzuhalten. Das Innere meiner Hand war schweißfeucht geworden, der Griff dadurch glitschig und als die beiden Klingen nun aufeinandertrafen, da konnte ich das Schwert nicht mehr halten. Auch mein Arm wurde herumgeschleudert, und ich schaute der Klinge nur noch nach, das war alles. Wo sie landete, sah ich nicht, denn ich mußte mich auf Scorpio konzentrieren, der wie ein lebendiges Gebirge vor mir stand, seine Arme hob auch die linke Hand auf die rechte legte, wobei er jetzt mit allen zehn Fingern den Griff umfaßte und mit der Schwertspitze genau auf meine Brust zeigte.

Über seinen Händen verzog sich das Gesicht. Ich sah es nur an den Augen, in denen der Triumph aufglühte, denn in den nächsten Sekunden wollte er die Gewißheit bekommen, zwei Gegner erledigt

zu haben. Er ließ sich fallen.

Und ich rollte weg. Blitzschnell. Ich hatte genau den richtigen Zeitpunkt abgewartet und mich zur Seite geschleudert.

Dabei wirbelte ich Sand hoch, der mir in den offenen Mund drang sich in meinem Rachen festsetzte, so daß ich keuchen mußte, aber ich gab nicht auf und hörte den dumpfen Fall, als der Gladiator das Schwert in den Boden hieb und der Waffe selbst noch Schwung gab. Scorpio war auf die Knie gefallen. Das sah ich, als ich ebenfalls hochkam und mich umdrehte.

Er hockte da, starrte auf seine Klinge und erinnerte mich in dieser Haltung an einen in Demut erstarrten oder völlig überraschten Krieger, der es nicht begreifen konnte, daß ihm sein so sicher geglaubtes Opfer entwischt war.

Das hatte ich geschafft!

Für große Triumphgefühle war nicht die Zeit. Scorpio würde durch diese kleine Niederlage nur noch mehr angestachelt werden und mit doppelter Wut weitermachen, denn so einfach war ein Ereignis wie er nicht zu stoppen.

Und doch mußte ich dies schaffen.

Unter den Augen zahlreicher Zuschauer drehte er sich langsam mir zu. Er bewegte sich zuerst nur in der Hüfte, dann riß er das Schwert aus dem Boden, und ein Schrei entrang sich seiner Kehle, der alles übertönte. Ich glaubte sogar, seinen Helm zittern zu sehen, so sehr hatte er sich bei dieser Reaktion anstrengt.

Schließlich hatte er die Drehung geschafft, starrte mich an und wunderte sich abermals, denn er sah nicht nur meine Augen, sondern noch ein drittes, ein dunkles, das der Beretta!

Ich hatte die Zeit genutzt und die Waffe gezogen. Mein Grinsen fiel kalt und verzerrt aus, als ich ihn über die Pistole hinweg anschaute. Ich war durch die Schußwaffe im Vorteil, und ich hatte mich entschlossen, zu feuern.

Das mußte ich tun, denn ich befand mich nicht nur in einer fremden Welt der Vergangenheit, nein, ich war zudem noch umgeben von einer feindlichen Umwelt, denn die Zuschauer auf den Rängen und den Tribünen zählten sicherlich nicht zu meinen Freunden, besonders deshalb nicht, weil ich dem anderen quasi Paroli geboten hatte und mich schon auf der Siegerstraße befand.

Scorpio starrte in das Mündungsloch und schaute auch mich an. Er konnte nichts begreifen, wahrscheinlich überlegte er, was ich mit diesem kleinen, schwarzbraun schimmernden Ding wollte, und der Gladiator erfuhr es ihm nächsten Augenblick, denn ich drückte ab. Auf seine linke Körperhälfte hatte ich gezielt, und ich traf auch da, wo ich es haben wollte.

Das Silbergeschoß hieb in seine Schulter, und der Treffer überraschte ihn so sehr, daß er nach hinten torkelte, den Kopf drehte und auf die Stelle starrte, wo die Kugel hineingefahren war.

Ich war vergessen. Scorpio hatte als Gladiator in seiner Zeit lebend ein Erlebnis gehabt, das er so leicht nicht verkraftete. Der Mann, der den Raubtieren widerstand, sie sogar besiegte, war durch diesen einen Treffer völlig aus dem Konzept gebracht worden.

Zu meinem Vorteil, denn ich mußte mich um Glenda Perlons kümmern und sie von diesem verdammten Netz befreien, denn mit ihr zusammen wollte ich flüchten.

Für Scorpio hatte ich keinen Blick mehr. Ich kümmerte mich auch nicht um das Geschrei der Menschen, die ebenfalls ihre Überraschung nicht verbergen konnten. Ich sah mein Schwert, das ich verloren hatte, rannte darauf zu und nahm es an mich.

Dann steuerte ich mit Riesenschritten Glenda Perkins an. Sie war verzweifelt. Das entnahm ich ihrem Schrei, der mir entgegenhallte, »Johnnnn!« brüllte sie, löste ihre Hände vom Gesicht und umkrallte mit den Fingern die Maschen des Netzes.

»Johnnnn...!«

»Warte noch!« schrie ich zurück, nahm die letzten Meter und erreichte sie.

Mit dem Schwert hieb ich zu und hoffte, daß die Seiten scharf genug waren und das Netz auftrennten.

Ein Irrtum.

Das Zeug erwies sich zäh wie Leder, zudem war das Schwert an der Seite stumpf. Glenda begann zu jammern, ich kochte vor Wut fast über und warf auch einen Blick auf den Gladiator, der allerdings noch keine Anstalten machte, auf uns zuzulaufen. Er war mit sich selbst und seiner Wunde beschäftigt.

Wenn das Kurzschwert es nicht schaffte, die Maschen aufzutrennen, mußte ich meinen Dolch nehmen. Er war an den Seiten geschliffen und hatte schon manche Fessel gelöst.

Ich warf das Schwert zur Seite und zog den silbernen Dolch aus der Scheide.

Damit versuchte ich es.

Es klappte. Allerdings nicht so einfach wie bei normalen Stricken. Ich mußte ziehen und reißen, um den erhofften Erfolg zu bekommen. Die ersten Maschen wurden zerfetzt. Als braun schillernde Fäden hingen sie herab und berührten den Sand.

Glenda Perkins schaute mir zu. Sie zitterte am gesamten Körper, der mit einer Gänsehaut bedeckt war.

Ich arbeitete wie ein Berserker. Manchmal hörte ich Glendas Stimme. Das Girl feuerte mich an, ich tat mein Bestes, schnitt nicht nur mit dem Dolch, sondern riß auch mit beiden Händen die schon angesäbelten Maschen entzwei.

»Versuch es!« rief ich Glenda zu und trat gleichzeitig zurück. »Du müßtest es schaffen!«

Sie kroch zu mir. Ich hatte den Dolch wieder weggesteckt und hielt mit beiden Händen ein Loch offen, durch das meine Sekretärin nach draußen steigen konnte.

Zuerst schob sie ihren Kopf hindurch. Das klappte prima. Bei den Schultern gab es einige Schwierigkeiten, ich mußte ihr helfen, schob Netzreste zur Seite, faßte Glenda auch unter, so daß es mir gelang sie aus dem Netz zu ziehen.

Danach war sie frei. Sie stand vor mir, starrte mich an, und ich sah einen besorgniserregenden Ausdruck in ihren Augen. Diesen Blick kannte ich. Er stellte sich ein, wenn ein Mensch kurz vor dem Zusammenbruch stand.

»Reiß dich noch einmal zusammen!« fuhr ich sie an. »Um Himmels willen, Glenda, du mußt es noch packen! Einmal nur. Wir müssen hier raus, verflucht!«

Sie nickte, obwohl ich nicht glaubte, daß sie mich verstanden hatte. Ich legte meinen Arm um ihre Schulter und zog sie herum. Unsere Blicke waren auf den Gladiator gerichtet, der sich inzwischen erhoben hatte und zu uns rüberschaute.

Er machte im Moment keinen sehr angriffslustigen Eindruck. Mit der rechten Hand fühlte er nach seiner linken Schulter, wo sich die Wunde befand, aus der ein dünner Blutfaden auf den muskulösen Arm hinabsickerte.

Zum Glück konnten wir Scorpio noch vergessen. Der Schock hatte ihn einfach zu tief getroffen.

Dann rannten wir los. Glenda mußte ich hinter mir herschleifen, sie konnte kaum Schritt halten, aber Rücksicht durfte ich auf sie auch nicht nehmen, denn die Gefahr war längst nicht gebannt. Jeder, der dort hockte, war ein Feind.

Einen Plan hatte ich mir ebenfalls zurechtgelegt. Da wir zu Fuß nicht weit kommen würden, wollte ich eines der Pferde einfangen, die sich noch innerhalb der Arena aufhielten und nicht wegkonnten, weil das Gitter geschlossen war.

Auf den Rängen herrschte Tumult. Ich erhaschte einen Blick auf die Tribüne, wo die Senatoren hockten. Sie waren aufgesprungen, und

plötzlich hörte ich abermals den Klang einer Trompete. Alarm!

Glenda schrie, denn auch sie hatte verstanden, was diese schrille Musik bedeutete.

Ich erwiderte nichts, sondern versuchte ein Pferd zu schnappen. Es gelang mir nicht. Immer wenn wir nahe an ein Tier herankamen, scheute es.

Und dann öffnete sich das Gitter. Da wir darauf zurannten, besaßen wir einen freien Blick. Ich rechnete wieder mit dem Auftauchen der Löwen, wurde enttäuscht, dafür erschienen Soldaten.

Nicht zwei, nicht fünf, sondern mindestens dreißig. Das war zuviel. Die Soldaten waren nicht beritten. Im Laufschrift und schwer bewaffnet stürmten sie die Arena. Was sollte ich machen?

Mich verteidigen? Die restlichen Silberkugeln verschießen? Nein, das hätte meine Lage nur verschlimmert, und ich tat in meinen Augen das einzig Richtige.

Ich blieb stehen. Glenda konnte es noch nicht begreifen. »John?« rief sie mich an. »Was machst du?«

»Es hat keinen Zweck. Die Übermacht ist zu groß!«

Glenda starrte den Soldaten entgegen, die sich uns im Laufschrift näherten. Die Männer waren mit Lanzen und Schwertern bewaffnet, die sie auf uns gerichtet hatten.

Widerstand war sinnlos.

Das sah auch Glenda Perkins ein. Sie drehte und klammerte sich an mich, wobei sie ihren Kopf an meiner Schulter barg. Über ihr schwarzes Haar hinweg schaute ich den Legionären entgegen. Ich sah in finstere Gesichter. Sie verhießen nichts Gutes, und meine Sorgen wuchsen...

Ennio Carra fuhr keinen italienischen Wagen, sondern einen altersschwachen Mercedes, dessen Grundfarbe schwarz gewesen war. Durch Rostflecken hatte er jedoch ein Muster bekommen.

Unterwegs streikte einmal der Motor, und Carra hatte Mühe, das Fahrzeug wieder zum Laufen zu bringen. Besonders bei hügeligen Straßen stellte es sich bockig an. Auf der breiten Via Salaria ging es dann besser. Suko hatte den Mann verbunden. Das Pflaster und einen Verband hatte er in der Autoapotheke gefunden. Er wollte Carra schließlich nicht zuviel zumuten. Links der Straße sahen sie einen großen Park, zu dem auch der Friedhof gehörte. Das Gelände war hügelig und von einigen Straßen durchzogen, von denen manche in Sackgassen endeten. Suko hatte zuvor auf der Karte nachgeschaut und sich den Namen des Parks gemerkt.

Er hieß Quartiere Parioli.

Aber das interessierte weder ihn noch Mrs. Goldwyn. Für sie kamen nur die Katakomben in Frage, wobei sich die Horror-Oma an sie erinnerte, denn bei ihrer letzten Romreise hatte sie genau diese Katakomben schon besucht.

Das wußte auch Carra, deshalb hütete er sich, eine falsche Strecke zu fahren. Die neben ihm sitzende Sarah Goldwyn hätte ihm ein wenig auf die Finger geklopft.

Suko saß im Fond. Carra wußte, daß der Inspektor mit einer Waffe ausgerüstet war, und Suko hatte ihm zu verstehen gegeben, kein Pardon zu kennen, wenn er irgendwelche Mätzchen vorhatte. Die Katakomben, auch unterirdische Begräbnisstätten genannt, sind ein beliebtes Touristenziel, deshalb mußten Suko und Lady Sarah damit rechnen, auch andere Besucher zu treffen. Wenigstens am Eingang zu den Begräbnisstätten. Später - und das hatte Carra ihnen versichert - würden sie dann in einen Teil der Anlage gelangen, die für Touristen gesperrt war. Zudem kannte er noch einen geheimen Eingang, denn er und die Mitglieder seiner Sekte hatten sich oft dort getroffen. Bisher waren sie zu fünf gewesen. Vier hatte Suko ausschalten können. Doch da war noch Ennio Carra, aber der würde keine Schwierigkeiten mehr machen, das nahm Suko sich vor.

Sie erreichten die Parkplätze. Schon jetzt war zu sehen, welch eine Anziehungskraft die Katakomben besaßen. Es standen mehr als zehn Busse in den dafür gekennzeichneten Parktaschen, und Suko sah bereits einige Schwierigkeiten.

»Hören Sie zu!« zischte er Carra in den Nacken. »Fahren Sie dorthin, wo keine Wagen stehen.«

»Aber ich...«

»Machen Sie schon! Sie kennen sich schließlich hier aus und werden Ihren Wagen kaum an diesem Platz abgestellt haben, als sie sich mit Ihren Freunden trafen.«

»Das nicht, aber...«

»Fahren Sie!« Suko drückte ihm die Mündung der Beretta gegen den Hinterkopf, um seinem Argument noch mehr Gewicht zu geben.

»Ja, ja, schon gut. Sie haben die besseren Karten.«

Suko lachte leise. »Sag ich doch.«

Carra kurbelte das Lenkrad nach links. Sie verließen den Parkplatz und fuhren an einer hohen weißen Mauer vorbei, die den Friedhof an einer Seite abgrenzte. Unmerklich aber stetig führte der Weg bergauf und bald waren sie von hohen Bäumen und Büschen umgeben, so daß man das Gefühl haben konnte, durch einen Wald zu fahren. Als die helle Mauer zurücktrat, mußten auch sie von der asphaltierten Straße ab und in einen Feldweg einbiegen, der sich schmal wie ein Band an alten Mauerresten vorbeischlängelte und zu einem Platz führte, wo es einen kleinen Hügel gab. Er war mit Gras bewachsen, das vom über die Spitzen streichenden Wind gebogen wurde.

Ein ruhiger Flecken Natur. Der Wagen schaukelte über Querrinnen im Boden, ächzte dabei in der Federung und wurde schließlich angehalten. Für Suko und Lady Sarah ein Beweis, daß sie ihr Ziel erreicht hatten. Sicherheitshalber fragte der Inspektor noch einmal nach. »Befindet sich hier der Eingang?«

»Si!«

»Dann steigen Sie aus, Carra!«

Ennio Carra stieß die Fahrertür auf. Er mußte dies mit der rechten Hand machen, da er in der linken so gut wie kein Gefühl mehr besaß. Als die Tür aufschwang lief Suko bereits um den alten Mercedes herum und erwartete den Italiener mit schußbereiter Waffe.

Es war ein ruhiger Platz, zu dem Carra sie geführt hatte, und es sah so aus, als würden sie nicht gestört werden, denn hierher verirrte sich kaum ein Besucher.

Mrs. Goldwyn hatte das Fahrzeug auf der rechten Seite verlassen. Auf ihren Stock gestützt, stand sie abwartend da und schaute Ennio Carra böse an. Suko nickte der Horror-Oma zu. »Es ist am besten, wenn Sie hier stehenbleiben, Mrs. Goldwyn. Wer weiß, welche Überraschungen...«

Lady Sarah winkte ab. »Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, Herr Inspektor«, sagte sie förmlich. »Ich weiß genau, was ich zu tun habe.«

Suko lächelte. »Dann ist es ja gut.«

»Klar, ich gehe mit!«

Der Chinese verdrehte die Augen, sagte allerdings nichts, denn er hätte es wissen müssen. So leicht war eine Frau wie Sarah Goldwyn nicht aus dem Rennen zu werfen. Da er sie schlecht festbinden konnte, stimmte er zu, obwohl es ihm nicht paßte. »Wo befindet sich der Eingang?« wollte der Chinese von Ennio Carra wissen.

»Dort!« Der Römer hob die freie Hand und deutete auf den Hügel. »Da müssen wir rein.«

»Gehen Sie vor!«

Carra bewegte nickend seinen Geierschädel. Er hielt den Kopf auch weiterhin gesenkt, als er den Hügel ansteuerte, ein paar knorrige Büsche zur Seite bog die Zweige festhielt und mit dem Kopf nach unten deutete.

»Dort ist die Klappe.«

In der Tat befand sich da eine Holzklappe. Man brauchte sie nur in die Höhe zu hieven.

Das tat Suko. Er bückte sich, mußte Carra dabei zwangsläufig aus den Augen lassen und hörte plötzlich ein Stöhnen, kaum daß er den eisernen Griff umklammert hielt.

Sofort kam er hoch und richtete seine Waffe auf den Römer. Der hielt sich seinen Kopf, und Lady Sarah stand in drohender Haltung und mit halb erhobenem Stock neben dem Mann.

»Was ist geschehen?« fragte Suko.

»Er wollte es besonders gut machen und dir einen Stein über den Kopf schlagen. Ich aber war schneller.« Sie lächelte spitzbübisch und wurde von Carra mit einem Blick bedacht, der nichts Gutes verhiess. Suko hob die Klappe an.

Er starrte in die Tiefe, die von keinem Lichtschein erhellt wurde. Und das durch die Luke fallende Tageslicht versickerte sehr schnell.

»Habt ihr kein Licht gehabt?« wandte sich der Chinese an den Gefangenen.

»Ja, Fackeln.«

»Und wo?«

»Unten.«

Suko war mit der Antwort zufrieden, nickte und befahl: »Gut, gehen Sie vor! Aber immer brav bleiben, sonst werde ich ärgerlich!«

Ennio Carra hatte Schwierigkeiten, die erste Sprosse der Leiter zu erreichen, denn mit der linken Hand konnte er sich nicht abstützen und mußte sich auf seine rechte verlassen.

»Schaffen Sie es, Lady Sarah?« fragte Suko, der neben der offenen Luke gebückt stand.

»Ich weiß es nicht.«

»Wollen Sie nicht doch lieber...«

»Geh schon!«

Suko kannte die Frau, hob die Schultern und faßte sich mal wieder

in große Geduld. Er behielt seine Beretta nicht in der Hand, als er in die Tiefe stieg. Wenn Carra etwas versuchen würde, bekam er es mit Sukos Körperkräften zu tun. Da war der Chinese ihm überlegen. Stufe für Stufe ließen sie hinter sich, und Suko atmete auf, als die Leiter hinter ihnen lag. Er war dicht daneben stehengeblieben, hatte die Bleistiftleuchte geholt und drehte den Lichtstrahl so, daß er Carra anstrahlte.

»Wo sind die Fackeln?«

Carra bewegte sich tiefer in das Dunkel eines hinter ihm liegenden Ganges. »Dort.«

»Holen Sie eine!«

Der Römer ging. Seine Gestalt war nur als Schatten zu erkennen. Zurück kam er mit einer alten Pechfackel, die noch genügend brennbares Material besaß, daß es für eine Weile ausreichen würde. Suko opferte sein Taschentuch, drehte es um das obere Ende der Fackel und zündete es an. Das Tuch brannte schnell und steckte auch das Pech in Brand, so daß eine tanzende Flamme entstand, deren Widerschein in einen Gang leuchtete, der tief in die Katakomben hineinführte.

»Kann ich kommen?« Lady Sarah fragte es, und Suko schickte ein gottergebenes »Ja« hoch.

Er wunderte sich, wie geschickt die alte Dame noch die Leiter nach unten turnte. »Früher habe ich es oft machen müssen, als mein Speicher noch nicht ausgebaut worden war«, sagte sie. »Das war immer eine Kletterei, aber es hat geholfen. Ich bin noch im Training.«

Das war sie tatsächlich, denn sie erreichte sicher den Platz neben Suko.

»Gib mir die Fackel!« forderte sie den Chinesen auf. »Du kannst dich um unseren Freund kümmern.«

Der Inspektor war einverstanden und stieß Ennio Carra an. Sein

Gesicht wurde aus dem Dunkel gerissen. Es wirkte wie eine rote Fratze, so sehr war es verzerrt.

»Gehen Sie los!«

»Wohin?«

Suko knirschte mit den Zähnen. »Da fragen Sie noch? Sie sollen uns dahin bringen, wo Sie Ihren Freund Scorpio immer getroffen haben. Aber ein bißchen hurtig.«

Carra blieb stehen. »Noch ist es Zeit«, flüsterte er. »Noch könnt ihr es euch überlegen. Bleibt lieber hier. Es ist besser, wirklich. Ich will euch da nichts einreden, aber denkt über meine Worte nach. Bleibt hier, bitte.«

»Weitergehen...«

Carra hob die gesunde Schulter, duckte sich, drehte sich um und schritt in den Gang hinein.

Schon nach wenigen Schritten drang keine Frischluft mehr zu ihnen. Sie entfernten sich zu sehr von der offenen Luke, und sie befanden sich in einer anderen Welt.

Wirklich in der Unterwelt, wobei Suko glaubte, den Hauch der Geschichte zu spüren, der durch diesen düsteren unheimlichen Gang wehte. Hinter sich hörte er Lady Sarah flüstern: »Die anderen Katakomben sind wesentlich besser ausgearbeitet.«

»Wieso?«

»Da findest du breitere Gänge.«

»Und die Gräber?«

»Hat man auch touristenmäßig ausgebaut. Da kann man die stehenden und liegenden Skelette bequem besichtigen.«

»Aber was ist mit diesem?«

»Das werdet ihr noch erleben«, erwiderte Carra dumpf und begann zu lachen.

Noch sahen sie nichts. Der Gang war nur sehr schmal. Das flackernde Fackellicht zuckte über nackte Wände. Nur das Atmen der

Menschen war zu hören und ihre Schritte.

Einen großen Bogen schlug der Gang und sie erreichten eine Kreuzung. Rechts und links führte ein noch schmalerer Tunnel weiter. So tief, daß ein Mensch kriechen mußte. Ein wenig Fackellicht leuchtete in den Tunnel. Suko und die Horror-Oma erkannten die ersten Grabstätten. Der Inspektor wurde an die Schuhjacher eines Leichenschauhauses erinnert. So ähnlich waren die Toten auch hier aufgebahrt worden. Als er mit der Lampe nachleuchtete, traf der Strahl auf einen bleichen Totenschädel, der aus einem Fach lugte. Und das graue Netz einer Spinne glitzerte, als es vom hellen Licht gehoffen wurde. Suko schüttelte sich. Es war kein angenehmes Bild, das er da zu sehen bekam.

Dafür kicherte Carra.

»Was ist los?« fragte Suko.

Der Römer deutete nach vorn. Sein Arm zeichnete einen Schatten an die Wand, und als er den Finger bewegte, wurde das Ende des Schattens zu einem gespenstischen Vogel. »Wir brauchen nicht mehr weit zu laufen«, flüsterte er. »Gleich da drüben ist unser Ziel. Da geht es nämlich nicht mehr weiter.«

»Dann los!«

»Ja, ja, schon gut!« Er rieb sich die Hände, was ein schabendes Geräusch verursachte.

Sie überquerten die unterirdische Kreuzung. Jetzt sahen Suko und Lady Sarah Goldwyn auch die größeren Gräber, die sich rechts und links in das alte Mauerwerk hineinschoben.

Suko rechnete damit, Skelette zu sehen, doch er täuschte sich. Etwas anderes bekam er zu Gesicht.

Zombieartige Wesen, halb skelettiert, behangen mit Kleiderfetzen. Gestalten in engen Röhren liegend, die die Schritte und die Besucher gehört hatten und plötzlich ihre Augen öffneten, um die Menschen anzustarren.

Erschreckt blieb Suko stehen. Am zitternden Fackelschein erkannte er, daß es Lady Sarah auch nicht wohl war und sie erkannt hatte, was sich hier unten abspielte.

Nur Ennio Carra befand sich in seinem Element. »Weshalb geht ihr nicht weiter?« flüsterte er, wobei der höhnische Unterton seiner Summe nicht zu überhören war.

»Was soll das bedeuten?« fragte Suko scharf. »Leben diese hier Begrabenen?«

»Ja, mein Lieber, sie leben. Die Magie hat dafür gesorgt!« hauchte er.

»Die Magie... Ihr wolltet es ja nicht anders. Ich kann euch sagen, wo wir sind. Wir befinden uns hier in der Katakombe der lebenden Leichen...«

Ich hörte die Schreie.

Furchtbar und schrecklich. Obwohl dicke Mauern sie dämpften, konnten die Menschen, die geschrien hatten, ihre Todesangst nicht verleugnen. Als sie verstummten, war die Stille fast noch schlimmer. Erst Sekunden später wurde sie durch heftiges Atmen und Schluchzen unterbrochen. Jemand murmelte Worte, die ich nicht verstand. Es hörte sich wie ein Gebet an, und andere Stimmen fielen mit ein.

Es war grauenhaft, denn die Wachen hatten Glenda und mich in den Kerker der Todgeweihten geschleppt. Wie Vieh waren wir vorangetrieben und in das große Verlies hineingestoßen worden. Jetzt lagen wir hier auf feuchtem Boden und atmeten den Gestank ein. Eine Mischung aus menschlichen Ausdünstungen sowie Urin und Kot. Im Kerker der Christen waren wir gelandet. Hier schleifte man die schwachen Menschen hinein, die nicht mehr in der Lage waren, sich gegen die Raubtiere zu behaupten und auf andere Art und Weise grauvoll getötet wurden.

Ich wußte nicht, wie lange ich hier gelegen hatte. Zeit spielte

sowieso keine Rolle mehr, mir war nur klar, daß ich so schnell wie möglich rausmußte, und die Chancen standen nicht einmal schlecht, denn man hatte mir meine Waffen gelassen.

Wer alles um mich herumlag und wie viele Personen es genau waren, wußte ich nicht. Ich hatte zwischen Frauen- und Männerstimmen unterschieden. Man trennte die Geschlechter also nicht. Schlimm war auch die Dunkelheit. Es gab so gut wie kein Licht. Nur einen grauen, viereckigen, ziemlich hoch gelegenen Fleck konnte ich entdecken. Es mußte der Umriß eines Fensters oder irgendeiner Öffnung sein.

Die mit mir eingekerkerten Menschen lagen nicht still. Das konnten sie einfach nicht, sie mußten sich bewegen, wollten den anderen Leidensgenossen fühlen und mit ihm reden.

Auch ich spürte eine Hand. Für einen Moment lag sie auf meinem Knie, bevor sich die Hand weiterbewegte und zu meinem Oberschenkel hochtastete, wo sie auch liegenblieb.

Ich erstarrte, als ich die Berührung spürte, hatte einen Verdacht und bekam ihn bestätigt.

»John?«

Das war Glendas Stimme, und ich atmete auf. »John gib Antwort, bitte.«

Ich legte meine Hand auf die ihre. Sie sollte die Berührung spüren, die ihr Sicherheit gab, und ich merkte, daß Glenda näher zu mir heranrückte. Wir saßen nebeneinander, unsere Körper berührten sich, und einer spürte die Wärme des anderen. So gaben wir uns gegenseitig die Kraft, die wir beide benötigten.

»John«, flüsterte sie nach einer Weile. »Weißt du, wo wir hier gelandet sind?«

»In einem Kerker der Christen.«

»Das heißt, wir...«

»Genau, Glenda. Wir liegen in dem Raum oder in dem Verlies, das

zur Vorbereitung auf den Tod dient. Zusammen mit anderen Christen. Machen wir uns nichts vor!«

Glenda schauderte. Ich rechnete damit, daß sie anfangen würde zu weinen, hatte mich getäuscht, denn sie räusperte sich und berichtete mir im Flüsterton, wie sie in die schreckliche Lage überhaupt hineingeraten war.

Ein Hotelzimmer war zur Falle geworden, und sie erzählte auch von den schwarzen Schatten. »Der Spuk«, sagte sie leise, »ich bin mir sicher, daß der Spuk eine Rolle gespielt hat.«

»Möglich. Aber wieso?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht wollte er sich dafür rächen, daß du mich aus dem Todeslabyrinth herausgeholt hast. Ich bin schließlich entkommen...«

»Das stimmt«, gab ich murmelnd zu und dachte darüber nach, welche Verbindung es zwischen dem Spuk und diesem Gladiator geben konnte. Ich erinnerte mich an die Worte des Ennio Carra. Hatte er mir und Suko nicht zu verstehen gegeben, daß der Spuk noch hinter Scorpio stand?

Ja, er hatte ihm den Weg geebnet, wobei sich der Spuk selbst zurückhielt. Es war verrückt, und man mußte bei diesen Dämonen wirklich mit allem rechnen. Es gab kaum jemand, der so heimtückisch war wie der Spuk, der sich verkroch und dann zuschlug. Bestimmt vergaß er nicht, daß ich ihn vor nicht allzu langer Zeit fürchterlich gelemmt hatte, damals, als er das Buch der Sieben Siegel an sich nehmen wollte und sogar eine Kirche hatte verschwinden lassen^[3]. Ich war im letzten Augenblick dazwischengekommen und hatte mit meinem Kreuz dafür gesorgt, daß der Spuk es nicht schaffte.

Dafür besaß er den Trank des Vergessens, auf den Kara, die Schöne aus dem Totenreich, so scharf war. Wir wußten jetzt alle, daß er sich im Besitz des Spuks befand, aber wo er den Trank

versteckt hielt, das war keinem bekannt.

Kara ärgerte sich wahnsinnig darüber, während sie verzweifelt nach Möglichkeiten suchte, den Trank zu finden.

Es waren ablenkende Gedanken, die mich da überfielen. Ich schaltete sie auch aus und beschäftigte mich mit meiner Lage. Sie gab keinen Anlaß zu großer Hoffnung. Wir steckten in einem Kerker zusammen mit den gefangenen Christen, die auf ihre Hinrichtung warteten. Würden wir auch sterben?

Das war die große Frage. Eigentlich mußte ich sie verneinen. Wenn ich in der Vergangenheit getötet worden wäre, hätte ich in der Zukunft nicht leben können. Eine simple Rechnung die allerdings einen Haken hatte. Einen theoretischen nur, denn es gab keine Beweise für meine Annahme. Vielleicht lebte ich zum zweiten-oder drittenmal, war wiedergeboren worden, und diesen Aspekt wollte ich keinesfalls aus dem Auge lassen. Sich weiterhin darüber Gedanken zu machen, führte zu nichts. Es war außerdem kaum zu erfassen, aus diesem Grunde strich ich diese Überlegungen aus meinem Gedächtnis und überlegte, wie wir dem Kerker entfliehen konnten.

Plötzlich zuckte ich zusammen. Jemand hatte mich berührt. Glenda suchte zwar auch den körperlichen Kontakt und hatte ihn auch gefunden, aber die letzte Berührung stammte von einem anderen. Da war jemand auf mich zugekrochen. Wer?

Ich hielt den Atem an und hörte eine zittrige Stimme. Ein Mann sprach zu mir, er redete in einer Sprache, die ich leider nicht verstand, doch einige Worte kamen mir bekannt vor. In der Schule hatte ich so etwas gelernt. Da wußte ich Bescheid.

Das war nicht Italienisch, sondern Latein!

Ich horchte jetzt genauer hin, während ich meine Hand in der Tasche verschwinden ließ, um die Bleistiftleuchte hervorzuholen.
»Wer bist du?«

Ich schaltete die Lampe ein und führte den Strahl in die Richtung des Sprechers.

Ein uraltes Gesicht schaute mich an. Der Mann kniff die Augen zusammen, weil er geblendet worden war. Ich sah seinen langen Bart, der ebenso weiß schillerte wie das Haar, das mit seinen verfransten Spitzen die Schultern berührte.

Der Mann hatte ein faltiges Gesicht, der Mund war kaum zu erkennen, dennoch blickten seine Augen klar.

Ich suchte die folgenden Worte zusammen, aktivierte dabei meine Erinnerung und fragte: »Wer bist du?«

»Stephanus.«

»Der heilige...« Dabei schüttelte ich den Kopf. Stephanus war gesteinigt und später erst heiliggesprochen worden. Davon konnte der alte Mann nichts wissen.

»Ich heiße wie derjenige, der für seinen Glauben gestorben ist«, erklärte der Alte. »Und auch ich werde bald sterben, denn sie lassen keinen von uns am Leben, den sie einmal gefangen haben. Glaube es mir, Fremder aus einer anderen Zeit.«

»Woher weißt du, daß ich aus einer anderen Zeit komme?« erkundigte ich mich.

»Das sehe ich, denn du bist anders, Fremder. Du gehörst nicht zu uns, deshalb mußt du aus einer anderen Zeit oder einer anderen Welt stammen.«

»Das ist richtig.«

»Und die Frau an deiner Seite auch?«

»Ja.«

»Wie seid ihr hierhergekommen?«

Ich lachte leise, was den Alten verwunderte. »Es ist schwer, dies zu erklären«, meinte ich. »Nimm es einfach hin, denn wir wollen versuchen, wieder in unsere Zeit zu gelangen.«

»Was sehr schwer sein wird.«

»Das stimmt allerdings.« Ich horchte auf, denn ich hatte erst jetzt den Sinn seiner Worte begriffen. »Es wird schwer sein, sagst du. Aber nicht unmöglich, oder?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Und wie könnte ich das schaffen?«

»Du mußt aus diesem Kerker fliehen. Es ist eine Katakombe, ein Kerker der lebenden Toten...«

»Wieso?«

»Wir befinden uns hier in der Tiefe der Erde. Und man will uns einen besonderen Tod geben. Es gibt das Volk der Ägypter. Sie haben ihre Feinde eingemauert für alle Zeiten. Lebendig eingemauert, und das passiert auch mit uns. Wir sind Christen, aber die Römer setzen gegen uns eine schreckliche Magie ein, einen geheimnisvollen Zauber. Dieser Ort ist ein Tummelplatz böser Geister. Und gar nicht weit von hier gibt es eine Kultstätte, wo sich die schwarze Magie gesammelt hat. Dort hat einmal ein mächtiger Dämon seine Spuren hinterlassen. Ein Dämon, den man eigentlich nicht sehen kann, denn er besteht aus schwarzen Wolken.«

»Ich kenne den Spuk!«

»Ja, vielleicht heißt er so...«

Ich begann zu überlegen. Diese Kultstätte, von der mir berichtet worden war, konnte noch eine große Bedeutung bekommen, und sie mußte ich auf jeden Fall finden.

»Wo genau befindet sie sich?« fragte ich den Alten.

»Es ist ein Schacht, der tief in die Erde geht. Wenn du hineinschaust, siehst du das Auge des Bösen. Da mußt du hineinspringen, und dann werden dich die Zeiten verschlingen.«

»Wer haust in dem Schacht?«

»Die Schatten.«

»Der Spuk?«

»Ja, vielleicht. Aber Scorpio bewacht ihn. Er ist der Hüter, und er

wird keinen an diesen Schacht heranlassen, das weiß ich genau, das hat er gesagt. Selbst die Römer lassen von dieser Stätte, denn ihre Götter besitzen einfach nicht mehr die Kraft, dieser fremden Magie zu widerstehen.«

»Vielleicht kann ich es.«

»Was macht dich so sicher, Fremder?«

»Das hier.« Ich griff unter mein Hemd und holte das Kreuz hervor. Gleichzeitig drehte ich die kleine Lampe so, daß ihr Schein auf das Kruzifix fiel.

Der alte Mann stöhnte auf. Nicht nur er war geschockt und interessiert, denn ich sah am Rand des Lichtscheins schemenhafte Gesichter erscheinen, ein Beweis dafür, daß sich auch die anderen gefangenen Christen für das Kreuz interessierten. »Woher hast du es?« fragte mich der Alte.

»Es ist eine lange Geschichte, aber das Kreuz ist...«

»Es ist das Kreuz des Hesekiel«, flüsterte der Mann voller Ehrfurcht. »Ich erkenne es.«

Ich war wie elektrisiert. Parallelen fielen mir ein. Schon einmal war ich in die Zeit der alten Römer geschleudert worden. Damals hatte ich jemand getroffen, der mich in die Geheimnisse des Kreuzes eingeweiht hatte. Ebenfalls ein alter Mann. Nur war das einige hundert Jahre später gewesen.

»Ich kann dir nicht viel über das Kreuz sagen«, flüsterte der Gefangene.

»Ich weiß nur, daß es dieses Kreuz geben soll. Und jetzt sehe ich es in deiner Hand. Das Kreuz bedeutet Hoffnung es ist die Hoffnung es ist das Licht. Versuche mit ihm, diese schreckliche Magie zu zerstören. Du kannst es.«

Ich nickte. »Sicher, Freund, ich werde versuchen euch zu retten.«

»Nein, uns kannst du nicht retten. Du bist allein. Nimm nur die Frau, versuche zu fliehen und die Magie zu zerstören...«

»Aber wie kommen wir hier raus?«

»Das ist so gut wie unmöglich. Allein wirst du es kaum schaffen. Du mußt warten, bis man dir hilft.«

»Und wer sollte uns helfen?«

»Die Römer. Ich weiß, daß sie kommen werden. Sie wollen uns einmauern. Viele von uns sind bereits lebendig in den Katakomben eingeschlossen worden. Hast du die Schreie nicht gehört?«

»O Gott«, flüsterte Glenda und umfaßte meinen Arm, während sie sich schüttelte. »Das gibt es doch nicht...«

Ich nickte. »Ja, die habe ich gehört, und ich werde dafür sorgen, daß dies ein Ende hat.«

»Das kannst du kaum. Aber du mußt dich retten und denke vor allen Dingen an Scorpio. Er ist ein Diener der dunklen Magie. Ihn mußt du vernichten.«

»Hätte ich das mal getan«, murmelte ich und dachte daran, wie ich auf ihn geschossen hatte.

»Was sagtest du?«

»Nichts, mein Freund, nichts. Jetzt ist es sowieso zu spät, sich darüber noch Gedanken zu machen. Ich finde, daß wir kämpfen sollten. Wir müssen es schaffen.«

»Sie kommen!« Der alte Mann setzte sich plötzlich steif hin. Er drehte seinen Kopf nach rechts, das konnte ich im Licht meiner kleinen Bleistiftleuchte erkennen. Wo er hinschaute, mußte auch die Tür zu diesem Kerker liegen.

Etwas knirschte. Als dieses Geräusch erklang reagierten auch die Gefangenen. Bewegung kam in sie. Obwohl sie wenig Platz besaßen, drängten sie sich noch dichter zusammen, wobei sie angstvoll in Richtung Tür schauten, die allmählich nach innen schwang. Fackelschein fiel in das Verlies.

Zum erstenmal konnte ich die Gestalten besser erkennen, die man hier eingekerkert hatte. Es war grauenhaft. Auf eine Beschreibung

möchte ich verzichten, doch ich hatte es hier mit Menschen zu tun, die mehr tot als lebendig waren.

Sie mußten Schreckliches durchgemacht haben. Im flackernden Licht der Fackeln drängten sie sich zusammen wie ein Häufchen Verlorener. Da klammerten sich Frauen an ihre Männer, sprachen Gebete, weinten und schluchzten, während die männlichen Personen aus starren Gesichtern auf die Ankömmlinge schauten, die im offenen Rechteck der Tür erschienen waren.

Vier Soldaten zählte ich.

Ich stieß Glenda an. »Mach dich auf etwas gefaßt«, wisperte ich. »Bleib vor allen Dingen immer an meiner Seite, was auch geschieht. Verstanden?«

»Ja.«

Sie waren zu viert.

Vier kräftige Gestalten. Zwei hielten die Fackeln und besetzten die Schwelle zum Kerker. Die anderen beiden gingen in den Raum hinein. Mit schweren Schritten stampften sie auf die Masse der Eingeschlossenen zu und bückten sich, um nach einer Frau zu greifen.

»Das ist die nächste, die eingemauert werden soll«, flüsterte der alte Stephanus.

Die Frau schrie erbärmlich, aber sie hatte nicht die Kraft, sich gegen die beiden Männer zu wehren.

Ich stieß Glenda an. Das genau war unsere Chance. Die beiden Soldaten waren abgelenkt. Die an der Tür ebenfalls, denn sie schauten zu ihren Kumpanen hin.

»Bist du okay?« flüsterte ich Glenda zu.

»Ich... ich glaube es.«

»Du mußt es, Mädchen! Reiß dich noch einmal zusammen, dann wagen wir den Durchbruch zum Schacht.« Ich hatte mich ein wenig gedreht und sah zu, daß ich auf die Knie kam. So ähnlich wie ein Läufer vor dem Start. Der Lichtschein füllte zwar nicht den gesamten

Kerker aus, gab aber so viel Helligkeit, daß ich genügend Einzelheiten ausmachen und auch einen Weg zur Tür finden konnte.

Noch einmal schaute mich der alte Mann an. Auch andere in meiner Nähe liegende Menschen richteten ihre Blicke auf Glenda und mich. Sie fühlten mit mir, wünschten uns Glück und waren dennoch verzweifelt, weil es ihnen nicht vergönnt war, die Flucht aus diesem Kerker zu wagen. Sie würden den Tag wahrscheinlich nicht überleben. Es waren die ersten Christen, die man ihres Glaubens wegen tötete und die als unbekannte Helden in die Geschichte der Menschheit und des Christentums eingegangen waren.

Die beiden Soldaten hatten die Frau jetzt hochgezogen, damit sie stehen konnte. Von der Tür her rief einer der Soldaten einen rauen Befehl und bewegte seine Fackel.

Für mich ein Startsignal.

Ich hatte meinen Körper zusammengezogen, jetzt gab ich ihm Schwung und startete. In der Hand hielt ich die Beretta. Wenn es nicht anders möglich war, würde ich mir den Weg freischießen, um dieser Hölle zu entfliehen.

Glenda Perkins hielt sich tapfer an meiner Seite. Ich vernahm ihren keuchenden Atem, sprang über die am Boden liegenden Menschen hinweg, schlug einen Haken, als sich ein Körper vor mir aufrichtete und die Soldaten an der Tür aufmerksam wurden.

Beide zur selben Zeit. Und beide stießen einen überraschten Ruf aus. Sie wollten herum, hatten die Drehung halb geschafft, als ich schon bei ihnen war.

Den ersten räumte ich mit einem Tritt aus dem Weg. Der Soldat fiel in den Gang krachte zu Boden und blieb jammernd liegen. Glenda dachte in diesen Augenblicken gut mit. Sie huschte an mir vorbei und riß dem Kerl die Fackel aus der Hand, während ich mich mit dem zweiten beschäftigte.

Er dachte sofort an sein Schwert.

Aber er brauchte Zeit, um es aus der Scheide zu holen. Zur Hälfte sah ich die Klinge bereits, als ihn meine Faust traf.

Der Hieb hämmerte unter sein ungedecktes Kinn. Ich spürte den Aufprall bis in die Schulter und konnte erkennen, daß ich einen nahezu klassischen K.O.-Schlag gelandet hatte, denn der Mann verdrehte die Augen und kippte zu Boden.

Das war geschafft.

Die anderen beiden hatten die Frau losgelassen. Sie rannten jetzt auf die Tür zu, wollten mich stoppen, aber sie hatten nicht mit dem Haß der anderen gerechnet.

Wenn die Eingekerkerten schon nicht die Chance besaßen, selbst zu entkommen, dann wollten sie wenigstens uns eine Flucht ermöglichen und uns mit ihren schwachen Kräften helfen.

Das schafften sie auch, denn sie warfen sich todesmutig den beiden Soldaten entgegen. Die kamen plötzlich nicht mehr weiter, weil sich magere Hände um ihre Beine krallten, dort eisern festhielten und die Soldaten zu Boden rissen.

Während ich die Tür zudrückte, sah ich beide Männer mit rudern den Armen zu Boden fallen, und die Menschen stürzten sich im nächsten Moment über sie.

Dann war die Tür zu, und ich rammte den Riegel dagegen.

»John, wir müssen weg!« Glenda trieb mich zur Eile an. Ich drehte mich um und erkannte in ihr eine bewaffnete, zu allem entschlossene Amazone. Sie hatte dem Ausgeknockten das Schwert aus der Scheide gerissen und hielt es selbst schlagbereit. Ich nickte und lief nach rechts. Wir ließen eine Hölle zurück, denn aus dem Kerker drangen dumpfe Schreie.

Es war ein düsterer enger Gang in den wir hineinliefen. Alte Mauern, lehmiger Boden, dabei festgestampft und hart wie Stein. Fackeln an den Wänden, die ein gespenstisches Licht abgaben und stark rußten. Der Gang machte zudem eine Rechtskurve, in die wir

eintauchten, und wir sahen im Schein der Fackeln eine Mauer.

Es ging nicht mehr weiter. Waren wir falsch gelaufen? Im ersten Augenblick rechnete ich damit. Meine Hoffnung wurde allmählich geringer, und ich hörte Glendas vibrierende Stimme. »John, wir müssen den Schacht finden!«

»Ja«, murmelte ich. »Fragt sich nur, wo er ist.«

»Geh doch weiter!«

»Siehst du nicht die Wand?«

»Trotzdem, John.«

Es waren nur wenige Schritte, die wir zurückzulegen hatten, und wir mußten uns beeilen, denn hinter uns hörten wir die schrillen Stimmen der Feinde.

Andere hatten inzwischen entdeckt, daß wir geflohen waren. Zurück konnten wir nicht mehr, wir wären ihnen in die Arme gelaufen, uns blieb nur der eine Weg und auf den setzte vor allem Glenda ihre gesamten Hoffnungen.

Sie schob sich an mir vorbei, erreichte die Wand als erste, lehnte sich dagegen, und ich hörte ihren erleichterten Ruf.

»Was ist?«

Eine Antwort bekam ich nicht, aber ich sah, wie Glenda die Wand oder einen Teil von ihr nach innen drückte.

Sie mußte zufällig die schwache Stelle oder den bestimmten Mechanismus getroffen haben.

Das Glück war uns hold!

Der Mann hatte von einem geheimnisvollen Schacht gesprochen, den der Spuk hinterlassen hatte. Mit dem Auge des Bösen. Hatten wir diesen Schacht jetzt gefunden?

Glenda ging nicht mehr weiter. Die Finsternis schreckte sie ab. Ich aber wollte nicht länger stehenbleiben, drängte mich an ihr vorbei sagte noch ein paar Worte, die ich vergessen habe, und trat ins Leere!

Ich war zu schnell gewesen und wurde in die Tiefe gezerrt, aus der mir ein unheimliches Leuchten entgegenglote.

Das war das Auge des Bösen, ein Tummelplatz des Spuks, ein Tor der Zeiten und Dimensionen.

Ich konnte nicht sagen, wie lange mein Schrecken gedauert hatte, aber ich dachte wieder an Glenda, warf während des schwebenden Falls den Kopf zurück und sah sie noch am Rande des Schachts stehen, wobei hinter ihr groß, drohend und unheimlich der Gladiator des Teufels erschien...

Die Katakombe der lebenden Leichen!

So hatte Ennio Carra gesprochen, und selbst Suko wurde es unwohl in seiner Haut, als er über diesen Begriff nachdachte. Ennio Carra hatte sie in diese Falle gelockt, hier sollten sie das Grauen erleben, und uralte Leichen waren wieder zum Leben erweckt worden.

Sie waren in diese Röhren hineingestoßen worden, aber sie lebten, denn ihre Gesichter zuckten, und klauenartig gekrümmte Hände stießen aus den Löchern, um nach den beiden Menschen zu greifen. Carra schien es Spaß zu machen. Er stand vor Lady Sarah und dem Chinesen wie ein Sieger. Seine Gesichtszüge waren zu einem Grinsen verzerrt, in den Augen leuchtete es triumphierend, denn er brauchte nichts mehr zu tun, die lebenden Toten würden den Rest übernehmen. Noch blieben sie in ihren Steingräbern, aber sie hatten ihre Mäuler geöffnet, und aus ihnen drang ein furchtbarer Gesang. Es war ein hohes Jaulen, ein Kreischen, ein Jammern und Schreien, das sich zu einer Orgie von Lauten und Tönen vereinigte.

»Was soll das?« fragte Suko laut.

Ennio Carra, dem dies alles nichts ausmachte, deutete so etwas wie eine Verbeugung an. »Das kann ich euch genau sagen. Ihr wolltet ja herkommen, ihr wart sehr neugierig und wolltet das Geheimnis des Gladiators und dieser Gräber kennenlernen. Das ist euch gegönnt.

Hier kam Scorpio zurück, hier befindet sich das Tor, das die Vergangenheit und die Gegenwart vereint, hier leben die Schatten, die ein mächtiger Dämon, der Spuk, bereit hält.«

»Und wo ist es?« wollte Suko wissen.

Der Römer drehte sich. »Schau dorthin«, sagte er und wies mit dem Arm in eine Richtung. »In dieser Mauer, die ihr im schwachen Licht seht, befindet sich eine Öffnung. Da ist das Ende oder der Beginn des Schachts. Ganz wie ihr wollt.«

»Und Scorpio?«

»Wird durch ihn erscheinen.«

Suko nickte. So etwas hatte er sich gedacht. Er warf einen Blick zur Seite, wo Sarah Goldwyn stand.

Die Horror-Oma hielt sich erstaunlich tapfer. Sie stand wie ein menschlicher Felsblock inmitten des Grauens. Umgeben von lebenden Leichen, die sich in ihren engen Gräbern drehten und bewegten, hielt sie einsam und tapfer die Stellung.

Andere wären vielleicht verrückt geworden, aber Lady Sarah riß sich unheimlich zusammen.

»Und was hat es mit den lebenden Toten auf sich?« wollte der Inspektor noch wissen.

»Es sind die Eingemauerten.«

»Welche Eingemauerten?«

»Die bekehrten Christen damals. Die Römer haben es von den Ägyptern und sie bei lebendigem Leibe eingemauert. Die Menschen, ob Männer oder Frauen, haben geschrien, gebebt, gezittert, gebetet, und sie haben ihren Gott angerufen, doch der half ihnen nicht. Kurz vor ihrem Tode schrien sie zum Teufel. Der erhörte sie, und es war zudem noch der Spuk, der sich ihrer Seelen bemächtigte. Die Körper aber lebten weiter, sie verfaulten kaum, denn sie waren fast luftdicht eingemauert. Nur wenige wußten davon Ich aber habe in den geheimnisvollen Schriften des Vatikans davon gelesen, und ich

kannte auch die Warnungen der Sibyllinischen Bücher genau. Aus diesem Grunde bin ich in die Tiefe gestiegen und habe die 2000 Jahre alten Gräber aufgehauen, um ihnen, den Untoten, freie Bahn zu verschaffen. Ich habe sie geholt! Ich holte sie für Scorpio, den auch der Brand im alten Rom nicht vernichten konnte, denn er ist der Gladiator des Teufels und steckt mit dem Gehörnten und dem Spuk unter einer Decke. Er kehrt zurück Immer und immer wieder. Keiner wird ihn stoppen, und das Heer der lebenden Toten wird aus den Katakomben erscheinen, um in Rom die Hölle zu entfachen Ich aber stehe da als Ebner des Weges. Oh, er war schon lange da. Scorpio hat sich umgesehen. In menschlicher Kleidung wagte er sich unter die Menschen, worin ihn niemand erkannte, und er war gezwungen, eine Frau umzubringen, die in einer Kirche eine Erscheinung gehabt hatte. Ihr waren die Sibyllen erschienen, die die Warnungen ausgesprochen hatten. Doch die Frau kam nicht mehr dazu, die Menschheit auf Scorpio und die lebenden Leichen vorzubereiten. Sie wurde getötet.«

Nun wußte Suko einiges. Er kannte jetzt die Zusammenhänge und war über das Grauen informiert worden.

Wehret den Anfängen, so steht es geschrieben. Suko dachte an dieses Wort, und ihm war klar, daß er nicht nur die lebenden Leichen vernichten mußte, sondern auch Scorpio.

Nur - wo steckte er? Er war durch den Schacht, der in die Vergangenheit führte, verschwunden, und mit ihm John Sinclair sowie Glenda Perkins. Für Suko stellte sich die Frage, um was er sich zuerst kümmern sollte. Um den Schacht oder um die lebenden Toten? Beides war gefährlich, aber konnte er den Schacht überhaupt schließen? Und wenn er das schaffte, blieb dann John Sinclair verschollen?

»Suko!«

Die Stimme der Sarah Goldwyn klang schrill. In ihr Echo fiel auch das Lachen des Ennio Carra, denn als Suko herumfuhr, sah auch er,

was geschehen war.

Zwei Arme hatten sich aus einer Graböffnung geschoben, und zehn Finger krallten sich in Hüfthöhe in der Kleidung der Lady Sarah fest.

»Nimm die Fackel!« schrie Suko.

Es war eine Reflexbewegung die die Horror-Oma so reagieren ließ. Sie schlug die brennende Fackel nach unten, und die Lumpen, mit denen die Arme bedeckt waren, zudem ausgetrocknet in den langen Jahren, fingen augenblicklich Feuer.

Kein Schrei drang aus dem lippenlosen Maul des Untoten. Nicht ein Laut der Klage, aber die Hände ließen los, und als der Körper in Flammen stand, da bäumte er sich in der engen Röhre noch einmal auf, als wollte er sie sprengen.

Ein schreckliches Bild, wie die lebende Leiche für alle Zeiten verging. Ennio Carra aber lachte. »Das war nur eine!« schrie er. »Nur eine Leiche, aber es werden mehr kommen. Sie lassen den Tod nicht ungerächt. Ihr werdet sterben, sie werden euch fressen, sie werden...«

»Es reicht!« schrie Suko.

Carra verstummte. Er duckte sich dabei, als hätte er einen Peitschenschlag erhalten. In seinen Augen leuchtete der Wahnsinn, als er die Arme ausbreitete, um alle lebenden Leichen, die sich in den Katakomben befanden, zu umarmen.

Mrs. Goldwyn war der erste Angriff eine Lehre gewesen. Sie hatte sich so weit zurückgezogen, daß es die lebenden Leichen zumindest schwer hatten, sie zu erreichen, denn sie stand in der Mitte des schmalen Ganges.

Bewaffnet war sie nicht. Mit der Fackel konnte sie sich die grausamen Geschöpfe zwar für eine Weile vom Leibe halten, aber nicht vernichten, denn es würden immer mehr werden, das stand fest.

»Nehmen Sie die Beretta«, sagte Suko und überreichte der Horror-Oma die Waffe.

Sie nahm sie entgegen, hielt Sukos Hand dabei fest und schaute ihm in die Augen.

Der Chinese las darin eine stumme Frage. Lady Sarah hatte Furcht. Verständlich, denn es sah nicht so aus, als würden sie die Katakombe ohne weiteres verlassen können.

Ein dumpfer Aufprall schreckte Suko und Lady Sarah hoch. Er war hinter Mrs. Goldwyn aufgeklungen, sie drehte sich um und sah sich einem Untoten gegenüber, der sich halb aufgerichtet hatte, nachdem er aus seinem engen Grab gefallen war.

Die lebende Leiche bot ein schreckliches Bild. Sie stützte sich mit den Armen auf, den Kopf hatte sie so aufgerichtet, daß lange, strähnige Haare über ihr zum Teil zerstörtes Gesicht fielen. Dann löste sie eine Hand vom Boden, um Lady Sarah zu packen.

»Nicht schießen!« schrie Suko, als er sah, wie die Horror-Oma die Hand mit der Waffe senkte. In der rechten hielt sie die Beretta, links die Fackel, und ihren Stock hatte sie kurzerhand zu Boden fallen lassen. Lady Sarah zuckte zurück. Dicht an ihrer Hüfte wirbelten plötzlich drei schlangengleiche Körper vorbei, über die Lady Sarah sich wunderte. Schlangen waren es jedoch nicht, sondern die Riemen der ausgefahrenen Dämonenpeitsche, die genau das halb zerstörte Gesicht der lebendigen Leiche trafen.

Schwarze Magie beinhaltete die Peitsche. Sie war bis zum Rand damit gefüllt. Die drei Riemen, aus der Haut eines abtrünnigen Dämons gefertigt, bewiesen, welche Kraft in ihnen steckte, und sie schleuderten den Kopf nicht nur in die Höhe, sondern rissen ihn auch vom Hals, so daß er zu Boden rollte und sich in grauen Staub auflöste.

»Du Hund!«

Carra hatte gesehen, wie die Peitsche reagierte, und er hielt es nicht mehr aus. Er sprang Suko an.

Trotz seiner Verletzung gebärdete er sich wie ein Tier, denn er

wollte den Sieg erzwingen. Während links und rechts des Ganges die lebenden Leichen ihre röhrenförmigen Gräber verließen, kämpften Suko und Ennio Carra verbissen.

Carra hatte Suko überraschen können. In seinen Sprung legte er viel Kraft. Er war zwar schwächling, aber er erwischte Suko auf dem falschen Bein, und der Chinese stolperte zurück, geriet ziemlich nahe an die linke Wand und befand sich plötzlich in Lebensgefahr.

Die Gräber der Eingemauerten lagen übereinander, sie bildeten mehrere Etagen.

Eine von ihnen lag auch in Halshöhe.

Und aus ihrer Öffnung schoben sich zwei Klauen, die die Kehle des Chinesen umklammerten.

Ennio Carra schrie wie ein Irrer, als er dies bemerkte, und er ramnte seine Faust vor, wobei er Suko dicht oberhalb der Gürtellinie traf und ihm die Luft aus den Lungenflügeln preßte.

Der Inspektor hatte hart zu schlucken, und er wußte, daß die besseren Karten auf der Gegenseite lagen. An seinem Hals schienen die Totenklauen festzukleben. Sie waren kalt wie die Erde in einem Grab, und sie drückten unbarmherzig zu.

Seine Beretta besaß Sarah Goldwyn. Sie befand sich ebenfalls in Bedrängnis und würde sich damit verteidigen müssen. Mit der Dämonenpeitsche kam Suko schlecht an den Gegner in seinem Rücken heran.

Es sah mies aus.

Der Stab steckte noch in seiner Tasche!

Rief Suko ein bestimmtes Wort, so stand die Zeit für fünf Sekunden still. Wenn dem Inspektor noch etwas helfen konnte, dann war es der von Buddha ererbte Stab.

Carra bekam noch einen Tritt ab, der ihn zurückstieß. Vor ihm hatte Suko erst einmal Ruhe. Er konnte an den Stab herankommen und spürte gleichzeitig auch die Berührungen an seinem Körper. Da

glitten weitere Totenklaue über die Hüfte, zerrten an seiner Kleidung und stießen hart in sein Fleisch.

Suko bekam den Stab.

Aber er konnte nicht rufen. Der Zombie hinter ihm preßte ihm so hart die Kehle zusammen, daß er kein Wort mehr herausbrachte. Nur ein erstickt klingendes Geräusch drang über seine Lippen.

Suko, dem immer stärker die Luft abgepreßt wurde, bekam zu spüren, daß der Stab wertlos geworden war, weil er sich nicht in der Lage befand, dieses eine Wort zu rufen.

Wenn er den gierigen Klauen der Zombies entkommen wollte, dann mußte er sich etwas einfallen lassen. Schon jetzt spürte er die Schwäche. Die Augen hielt er weit geöffnet, ein Schleier hatte sich davorgelegt, und Suko sah, daß sich Sarah Goldwyn tapfer wehrte, denn auch sie steckte in der Klemme.

Natürlich hatte auch die Horror-Oma gemerkt, wie sehr sich die Lage zu ihren Ungunsten veränderte. Die Zombies würden keine Ruhe geben, und es war ihnen gelungen, Suko festzunageln.

Was konnte sie tun?

Die Beretta hatte sie zwar, aber die Untoten schienen zu wissen, wie gefährlich ihnen diese Waffe werden konnte, denn sie krochen mit ihren Armen aus den Gräbern um nach Sarah Goldwyn zu greifen. Und da interessierten sie vor allen Dingen die Arme der Horror-Oma. Aus dem obersten Fach kroch ein Frau. Schrecklich entstellt war sie. Das Gesicht bestand aus einer schwarzen Masse, durch die sich eingetrocknete rote Streifen zogen. Ein schauriger Singsang drang aus einer Öffnung in diesem »Gesicht«, und als sie ihren Oberkörper weit genug vorgeschoben hatte, da ließ sie sich kurzerhand nach unten fallen.

Ausweichen konnte Lady Sarah nicht mehr, denn sie hatte sich genau in dem Moment auf einen anderen Zombie konzentriert, der Carra zur Seite drückte und die alte Frau von vorn angreifen wollte.

Es wurde gefährlich. Lady Sarah duckte sich, und da fiel der Zombie aus seinem Grab auf ihren Rücken.

Mrs. Goldwyn spürte den Aufprall des Körpers. Ein Schauer jagte durch ihr Inneres, das Gesicht verzerrte sich, sie geriet ins Taumeln und konnte sich soeben noch abstützen.

Der Zombie mit dem schrecklich entstellten Gesicht rutschte vorbei, fiel zu Boden und drehte sich dort, wobei es ihm mit der Hand seines ausgestreckten Armes gelang, den Kleidersaum der alten Dame festzuhalten.

Lady Sarah senkte die Waffe und schoß.

Sie konnte den Kopf nicht verfehlen. Die geweihte Silberkugel traf das Ziel voll, und sie zerstörte nicht nur den häßlichen Schädel, sondern auch den Zombie.

Der Arm fiel nach unten. Am Kleidersaum riß der Stoff, dann war Lady Sarah frei.

Für einen Moment atmete sie durch, orientierte sich und mußte mit ansehen, wie immer mehr Zombies die Schächte verließen, einen schaurigen Singsang auf den Lippen.

Das waren über zwanzig Gegner, die eine so große Übermacht darstellten, daß Lady Sarah und auch Suko nicht dagegen ankommen konnten. Dies wurde Mrs. Goldwyn klar.

Nur eine Fackel brannte. Sarah Goldwyn hatte sie fallen lassen. Auf dem Boden leuchtete sie weiter. Ein zuckender Flammenschein geisterte durch den engen Gang und ließ die Gestalten der lebenden Leichen noch bizarrer und gespenstischer erscheinen.

Auch Carra war da.

Er hatte gesehen, daß einer der Zombies von der Horror-Oma erledigt worden war, und das machte ihn wütend. Um den Mann wollte er sich nicht kümmern, der hing im Griff der lebenden Leiche und würde nur als Toter herausfallen.

Wichtig war die alte Frau!

Doch Carra täuschte sich. Er kannte Suko nicht und unterschätzte ihn deshalb. Ein anderer hätte vielleicht aufgegeben oder wäre zumindest zusammengebrochen, aber im Körper des austrainierten Chinesen steckten noch immer ungeahnte Kraftreserven, die er nun ausspielte. Obwohl von zahlreichen Händen festgehalten, forcierte Suko seinen Gegendruck, und es gelang ihm, den Körper so weit nach vorn zu drücken, daß die Zombies mit aus den Höhlen gezerrt wurden. Zwar sah Suko bereits Sterne und rote Kreise, aber er riß sich noch einmal zusammen und legte alles, was er noch an Kräften aufzubieten hatte, in die letzte Aktion. So mußte er es einfach schaffen. Und er packte es.

Die Zombies rutschten aus den flachen Höhlengräbern, fielen zu Boden, hielten Suko dabei allerdings noch fest.

Das sollte sich ändern. Ein Hand hatte der Chineser frei. Es war die linke, und die schlug er nach hinten, schräg über seinen Kopf und auch über die Schulter hinweg.

Die tastenden Finger fanden strohiges Haar, in dem sie sich regelrecht festhakten. Suko beugte sich nach vorn, riß auch den Zombie mit, machte einen Buckel, so daß die lebende Leiche gezwungen war, den Gesetzen der Fliehkraft zu gehorchen.

Suko schleuderte sie über seinen Kopf hinweg, wobei plötzlich der Druck von seinem Hals verschwand, er wieder frei atmen konnte und sah, daß der Zombie vor ihm zu Boden krachte.

Suko war frei.

Bei seiner Aktion hatte er auch die Dämonenpeitsche fallen lassen. Sie lag vor seinen Füßen und verschwamm, als Suko auf sie blickte. Der Chineser war sehr geschwächt, die Atemnot hatte ihn bis an den Rand eines Erstickungsanfalls gebracht, und so dauerte es zwangsläufig seine Zeit, bis er die ersten Folgen überwunden hatte.

Er fiel auf die Knie und faßte nach der Peitsche.

Sie jaulten und heulten. Einen geisterhaft aussehenden Tanz führten

sie auf, streckten ihre Arme aus, um nach dem am Boden knienden Menschen zu greifen.

Aber Suko wehrte sich. Er machte es ihnen nicht mehr so leicht wie vorhin. Seinen Arm hatte er zur Seite gestreckt, die Finger der rechten Hand umklammerten längst den Griff der Peitsche, und Suko besaß tatsächlich noch die Nerven, so lange abzuwarten, bis sich seine besten Chancen ergaben.

Er erholte sich dabei, und vernahm hinter sich einen Schuß. Lady Sarah war in Gefahr! Jetzt mußte er etwas tun. Plötzlich riß er seinen rechten Arm hoch, schwang ihn herum und mit ihm die Peitsche.

Die Riemen beschrieben einen Halbkreis, und sie trafen Obwohl die Zombies die Gefahr der Dämonenpeitsche erkannt hatten, kamen sie nicht so schnell weg.

Die einmal in Bewegung geratenen Riemen trafen nicht nur einen Zombie, sondern mehrere. Bei dem ersten klatschten sie ab, erwischten den zweiten und auch den dritten.

Die Zombies waren zwar stark, sie hielt so leicht nichts auf, aber die Magie der Peitsche besaß eine Kraft, der die Zombies nichts entgegenzusetzen hatten.

Auch Lady Sarah hörte das Klatschen. Und sie hatte geschossen, schießen müssen, denn zwei Zombies waren ihr zu nahe gekommen. Einen hatte sie getroffen. Das grausame Wesen war umgerissen worden und hatte einen zweiten während des Falls gleich mit von den Beinen geholt. Für einen Moment hatte sie Luft, und sie dachte wieder daran, sich nach der Fackel zu bücken.

Da hörte sie Sukos Stimme. »Zurück, Sarah! Zum Ausgang. Es ist die einzige Chance!«

Lady Sarah überlegte nicht lange. Sie sah den Chinesen kämpfen wie einen Gladiator, rücksichtslos hieb er mit der Peitsche um sich, denn er wollte mit der Zombiebrut aufräumen und Lady Sarah war klar, daß er sich den Weg zu ihr freischielen konnte.

Sie wandte sich um.

Es waren nicht sehr viele Gräber, die jetzt vor ihr lagen. Nicht einmal ein halbes Dutzend, aber auch hier waren die Zombies dabei, aus ihren Fächern zu klettern oder zu fallen.

Sie reckten immer die Arme zuerst vor. Ein schauriges Bild, denn es wirkte so, als wollten sie Mrs. Goldwyn zuwinken.

Das Gesicht der Horror-Oma verzerrte sich. Sie konnte nicht sagen, was sie in diesen Augenblicken fühlte und dachte, sie wußte nur, daß sie so rasch wie möglich dieser unterirdischen Hölle entfliehen mußte, und da gab es für sie nur die Möglichkeit, sich den Weg freizuschießen, solange die Munition noch reichte.

Mrs. Goldwyn hob den Arm, streckte ihn aus und zielte sehr genau. Dann drückte sie ab.

Wieder traf sie einen lebenden Leichnam.

Er hing mit seinem Unterkörper in der Öffnung und wurde erwischt, als er seinen Leib nach unten bog.

Der nächste!

Da schlug ihr jemand auf den Arm.

Lady Sarah taumelte zur Seite, wurde gepackt, und sie konnte einen Schrei nicht vermeiden.

Ennio Carra hatte sie.

»Du entkommst uns nicht. Du...«

Lady Sarah schlug einfach zu. Sie brachte es allerdings nicht fertig, aus kürzester Distanz auf Carra zu schießen, deshalb hämmerte sie ihm den Waffenlauf ins Gesicht.

Carra brüllte. Dann hieb er die Horror-Oma zu Boden. Die alte Frau besaß nicht genügend Kraft, um diesem Schlag etwas entgegenzusetzen. Sie sackte in die Knie, die getroffene Stelle schmerzte, und Carra lachte wie ein Irrer.

Er wollte sich bücken und nach der Beretta greifen, als etwas gegen seinen Hals klatschte und sich gedankenschnell um seine Kehle

wickelte. Suko hatte zugeschlagen und auch genau getroffen. Carra wurde zurückgezogen. Der Zug riß ihm die Beine unter dem Körper weg, er fiel und wäre vielleicht erdrosselt worden, wenn Suko die Peitschenschnur nicht blitzschnell gelöst hätte.

Er hatte sich den Weg zu Lady Sarah freigekämpft. Mindestens die Hälfte der lebenden Leichen lag am Boden und wurde zu Staub. Andere krochen nach wie vor aus den Gräbern, und auch die wollte Suko, der in der von den Zombiekrallen zerfetzten Kleidung dastand, erledigen. Carra wimmerte.

Und er sah, wie auch die beiden anderen, plötzlich dort, wo sich der Schacht befand, ein Flimmern.

Im nächsten Augenblick materialisierte sich auf der Stelle eine Gestalt hervor.

John Sinclair!

Ich hatte die Reise aus der Vergangenheit in die Gegenwart tatsächlich ohne nennenswerten Schaden überstanden und stand plötzlich dort, wo ich auch in den Schacht gefallen war, nur eben rund 2000 Jahre später. Ein Phänomen!

Und ich sah bekannte Personen.

Da befand sich Suko mit schlagbereiter Dämonenpeitsche inmitten lebender Leichen, ich erkannte meine alte Freundin Sarah Goldwyn am Boden liegend und auch Ennio Carra, der halb gebückt lag und mich anstierte wie ein Weltwunder.

In Sekundenbruchteilen hielt ich die Beretta in der Hand und feuerte. Zombies durfte man nicht am Leben lassen. Und es gibt nun mal nur diese eine schreckliche Methode, um sie auszuschalten. Plötzlich war der Gang erfüllt vom Krachen der Schüsse. Sie übertönten auch den Schauergesang der Untoten, die ihre Arme hochrissen, wenn sie erwischt worden waren und zur Seite wankten, wobei sie in die Knie sackten, am Boden liegenblieben und

vergingen.

Nichts hatten sie meinen geweihten Geschossen entgegenzusetzen. Und ich besaß mein Kreuz, gegen das sie auch nicht ankommen würden.

Trotz der mäßigen Beleuchtung boten sie gute Ziele. Keine Kugel ging daneben.

Ich leerte das Magazin. Als das Krachen der Waffe verstummte und ich nachlud, da vernahm ich das Schreien des Ennio Carra. Er brüllte mich an und kroch auf mich zu wie ein kleines Kind, den Kopf halb erhoben. Er bewegte sich dabei über die allmählich zu Staub werdenden Körper der Untoten. Es war ein schreckliches Bild, und ich schüttelte mich, als hätte jemand Wasser über mich gegossen.

Sukos erleichtertes Grinsen wirkte im schwachen Schein der Fackel verzerrt. Er bückte sich, hob die Horror-Oma hoch und fragte mich dabei:

»Wo steckt denn Glenda, John?«

»Ich weiß es nicht. Sie sollte mit mir in den Schacht springen und wollte es auch, als Scorpio hinter ihr erschien und sie packte. Mehr kann ich dir nicht sagen.«

Carra stieß ein böses Lachen aus. »Er wird sie köpfen!« flüsterte er.

»Scorpio schlägt ihr den Schädel ab. Er...«

»Halt dein Maul!« brüllte ich und ging auf ihn zu. Aus einer Röhre fuhr eine Klaue. Fast hätte sie mich in Kopfhöhe erwischt und die Finger in meine Augenhöhlen gedrückt. Im letzten Augenblick zuckte ich zurück, nahm dann das Kreuz und preßte es gegen die Hand des Zombies.

Er verging.

Die Hand schlug dabei noch einmal, gleichzeitig fiel sie ab und wurde auf dem Boden liegend zu Staub, während dasselbe mit der

lebenden Leiche innerhalb des Grabes geschah.

»Diese Katakombe hier habe ich auch schon gesehen, wie sie vor 2000 Jahren aussah«, erklärte ich Suko und Lady Sarah. »Es war grauenhaft. Man hat die Menschen bei lebendigem Leib eingemauert...«

»Und ich habe sie befreit!« kreischte Carra. »Ich allein.« Er sprang plötzlich hoch, wollte noch etwas sagen, doch sein Gesicht erstarrte. Das mußte einen Grund haben.

Im nächsten Augenblick leuchteten seine Augen auf. Die Lippen bewegten sich, und er flüsterte ein Wort: »Scorpio...«

Mir wurde es kalt und heiß zugleich. Ich drehte mich langsam um und hatte dabei das Gefühl, mein Blut in Eis umgewandelt zu bekommen, denn vor mir stand Scorpio.

Und er hatte Glenda!

Sie waren mir also gefolgt!

Durch den Tunnel von der Vergangenheit in die Gegenwart hinein, wobei Scorpio jetzt anders aussah.

Die Haut schien jemand in die Länge gezogen zu haben, denn sie spannte sich straff über die Knochen seines Gesichts. Die Augen in den Höhlen waren zwar tot, dennoch steckten sie voller Leben, und ich wußte, daß er gekommen war, um zu töten.

Nicht nur mich, sondern uns alle wollte er aus dem Weg räumen. Das stand fest.

Glenda hing in seinem Griff. Ohne Hilfe kam sie nicht frei. Er hatte seinen linken Arm um sie geschlungen. Seine Haut schimmerte nicht mehr hell, wie ich sie in Erinnerung hatte, sondern dunkler, und sie war auch dünner.

Noch immer trug er denselben Helm. Viel war von seinem Gesicht nicht zu sehen, nur die Augen. Sie härten auch ebensogut zu einem Totenschädel gepaßt.

Sein kurzes Kampfschwert hielt er in der rechten Hand. Die Klinge war durch den angewinkelten Arm in Richtung Glenda gedrückt worden, so daß er sie mit einem Stoß am Hals treffen konnte, wenn sie sich falsch bewegte.

Davor würde sich Glenda hüten.

Sie hing im Griff des Gladiators wie eine Puppe. Ein nicht lebendes Wesen schien er als Geisel genommen zu haben. Trotz des rötlichen Lichtscheins glaubte ich, die Blässe auf ihrem Gesicht zu sehen, aber auch die Hoffnung in den Augen.

Flehentlich blickte mich Glenda an. Ihr Mund stand offen, als wollte sie etwas sagen, doch die Angst war einfach zu stark. Zudem mußte sie unter Schock stehen.

Ich war gespannt, was Scorpio jetzt vorhatte und wie er die Lage zu seinen Gunsten weiterhin verändern wollte, denn ihm blieb nur die Möglichkeit der Vernichtung wenn ich mal von seiner Situation ausging. Ich überwand mich selbst und warf einen Blick zurück zu meinen Freunden.

Suko stand mir am nächsten. Und er hatte seinen rechten Arm angewinkelt, ein Zeichen, das ich kannte, denn Suko war bereit, seinen Stab einzusetzen und die Zeit anzuhalten. Nur konnte er es jetzt nicht riskieren, da sich die Schwertspitze Glenda Perkins noch zu nahe befand.

Wenn Suko eine unbedachte Bewegung machte oder auch nur zuckte, würde der Gladiator sofort reagieren, und so etwas endete für Glenda Perkins dann tödlich.

Wir standen wie Statuen. Nur einer hielt es nicht mehr aus. Es war Ennio Carra. Er mußte mehrere Höllen gleichzeitig durchgemacht haben. Einmal die des Triumphs, dann die Niederlage in den Katakomben, als Suko so furchtbar aufräumte, und schließlich jetzt wieder der Sieg denn Scorpio war gekommen.

Scorpio, der keinen im Stich ließ!

Carra brabbelte unverständliches Zeug vor sich hin, als er sich auf den Gladiator und seine Geisel zubewegte. Er freute sich, er weinte und lachte zu selben Zeit. Seine magere Gestalt unter dem schmutzigen Anzug zuckte, die ausgebreiteten Hände patschten auf den harten Lehm Boden, und er begann zu rufen.

»Endlich bist du da! Ich habe dir die Diener besorgt. Ich habe alles getan, aber diese Schweine hier zerstörten nur. Töte sie, Scorpio, ich bitte dich, töte!« Er kam auf die Knie hoch, blieb so und rang die Hände.

»Für wen habe ich denn alles getan?« rief er, und seine Stimme hallte dumpf durch die Katakomba. »Für wen denn? Nur für dich, doch nur für dich Scorpio!«

Der Gladiator vernahm die Worte. Sein Blick ließ uns nicht los, wobei er stur und starr wie ein Denkmal auf dem Fleck stand. Die Reaktion des Ennio Carra war für mich zwar unverständlich, aber ich konnte ihn begreifen. Er hatte sein Leben geändert, war voll auf den Gladiator abgefahren, hatte ihm die Diener besorgt, die für ihn in den Tod gegangen waren, und er hatte die Zombies erweckt... Carra rutschte weiter.

Ein Bündel Mensch, ein Wahnsinniger, ein Verlierer... Jetzt erreichte er den Gladiator. Er hob die Hände noch höher, umklammerte die Beine von Scorpio, als wären sie für ihn der letzte Rettungsanker, und ich sah, wie Scorpio seinen Kopf senkte. Die Entscheidung stand dicht bevor.

»Scorpio!« brüllte Carra. »Bitte...«

Und der Gladiator reagierte auf seine Art und Weise. Er tat es so, wie er es auch in alter Zeit mit den Verlierern gemacht hatte. Sein Schwert zuckte herab.

Im letzten Augenblick schien Carra zu merken, daß Scorpio nicht mehr auf seiner Seite stand. Er wollte noch zurück, doch der Klinge konnte er nicht mehr entgehen.

Sie traf ihn voll.
Und da griff Suko ein!

»Topar.«

Das berühmte magische Wort hallte durch die Katakombe. Fünf Buchstaben, die es schafften, für fünf Sekunden die Zeit anzuhalten. Das genau war es.

Und in der Zeit konnte sich einzig und allein der Träger des Stabes und Rufer bewegen, die anderen erstarrten.

Mir erging es ebenfalls so. Ich wurde praktisch zu Stein, und Suko rannte los.

Er wuchtete mich zur Seite, sah einzig und allein sein Ziel, diesen Scorpio mit seiner Geisel.

Der Chinese hatte nicht früher rufen können. Es war alles zu schnell gegangen, und so war es ihm auch nicht gelungen, Ennio Carra zu retten.

Das Schwert des Gladiators steckte schräg in seiner Brust, während er Glenda mit der anderen Hand festhielt.

Es war ein schreckliches Bild, das Suko im Laufen in sich aufnahm, und er sprang Scorpio an.

Töten durfte er seinen Gegner während dieser Zeitspanne nicht, dann wäre die Magie des Stabes erloschen, er konnte ihn jedoch kampfunfähig machen. Obwohl Suko sehr viel Wucht hinter seinen Sprung gelegt hatte, kippte Scorpio nicht.

Er wankte nur.

Mit einem kraftvollen Griff riß der Chinese Glenda aus den Armen des Monstrums und schleuderte sie zurück.

Glenda wirbelte in den schmalen Gang wobei sie sich nicht einmal bewegen konnte, und sie prallte genau in dem Augenblick gegen mich, als die fünf Sekunden vorbei waren.

Alles lief normal weiter.

Ich spürte den Anprall, der mich fast umriß, hörte Glendas Schreie und sah auch, wie der Gladiator sein Schwert aus dem Körper des toten Ennio Carra zog.

Gleichzeitig aber rammte er seine freie Hand vor. Und die, zur Faust geballt, traf Suko.

Es war ein Hammerschlag.

Der Inspektor konnte viel einstecken. Diesem völlig überraschend geschlagenen Hieb war er nicht gewachsen. Suko brach in die Knie und kippte dann zurück.

Ich schleuderte Glenda ebenfalls nach hinten, und Lady Sarah Goldwyn verstand diese Aktion, denn sie fing Glenda ab und gewährte ihr einen gewissen Schutz.

Scorpio brüllte.

Seine Geisel war verschwunden, man hatte sie ihm entrissen, jetzt kannte er keine Rücksicht mehr und wollte nur noch die reine Vernichtung seiner Feinde.

Und er kam.

Schlagbereit das Schwert, dessen Spitze auf Suko zielte. Ich konnte nicht so schnell zu ihm und schoß.

Ein bösesartiges Sirren ertönte, als die Kugel getroffen hatte. Aber nicht den Körper des Gladiators, sondern dessen Hüftschutz. Dagegen war sie geschlagen und jaulte als Querschläger davon.

Der Gladiator schüttelte sich. Dann duckte er sich zusammen und griff mich an.

Wieder schoß ich.

Und abermals hatte ich Pech, denn die Kugel jaulte gegen die blanke Schwertklinge. So richtete sie keinen Schaden an. Zu einem dritten Schuß ließ mich Scorpio nicht kommen. Derjenige, der den Tod durch Schwarze Magie überwunden hatte, drosch mit seinem Schwert zu. Wie er die Waffe beherrschte, das hatte ich in der Vergangenheit erlebt, und das Schwert war schnell wie ein Dolch.

Ich kam soeben noch runter in die Knie, da pfiß die Klinge über meinen Kopf hinweg hieb in eine sich über mir befindliche Graböffnung und verhakte sich irgendwo in einer Spalte.

Die Chance!

Vielleicht würde er die Spanne von einer Sekunde brauchen, um die Klinge aus dem Spalt herauszuziehen, und diese Zeit mußte ich nutzen. Ich nahm das Kreuz.

Er haßte es, das wußte ich, denn er hatte die, die auf das Kreuz in alter Zeit vertrauten, getötet. Diesmal, so schwor ich mir, sollte es ihn töten. Von unten her hieb ich zu.

Als Scorpio sein Schwert aus der Spalte riß und von dem eigenen Schwung zurückgeworfen wurde, schnellte ich mit dem Kreuz in die Höhe und ließ es in den golden schimmernden Schutz zwischen seine Kehle und dem Gesicht fallen.

Die entscheidende Stelle, denn nun mußte es seine Kraft entfalten können.

Scorpio prallte gegen die Grabreihe an der gegenüberliegenden Wand. Für einen Moment sah es so aus, als wäre er daran festgeklebt. Ich sah Suko kommen. Er hielt jetzt die Fackel hoch, so daß sie die Szene beleuchtete und wir das Ende des Gladiators mitbekamen. Ja, mit Scorpio ging zu Ende.

Zuerst rutschte ihm die Waffe aus der Hand. Er hatte sie in der rechten gehalten, und dieser Arm war vom Gelenk bis zur Schulter geschützt worden.

Mit dem Schwert fiel die Hand!

Aus der Metallmanschette rieselte grauer Staub zu Boden, wo er sich über die sich allmählich auflösende Hand breitete. Ähnliches geschah mit seinem Kopf. Der Helm hatte plötzlich keinen Halt mehr, weil die Schädelplatte nicht mehr vorhanden war. Er fiel auf den Halsschutz, was ein blechernes Geräusch erzeugte.

Dann konnten wir das Gesicht nicht mehr sehen.

Intervallweise sackte er ein. Tiefer und tiefer. Je mehr Knochen sich auflösten, um so stärker brach er zusammen. Scorpio wurde von Sekunde zu Sekunde kleiner. Wir hörten knackende und brechende Geräusche, aber auch blechern klingende, wenn das Metall aufeinanderfiel.

Was blieb von ihm übrig?

Staub und Metall!

Scorpio war nicht mehr. Und auch die lebenden Leichen hatten wir vernichtet. Vor uns in den Wänden lagen die leeren Gräber. Ein schrecklicher Fluch war genommen worden. Nicht nur wir konnten aufatmen, sondern auch die Menschen in Rom.

Dann fiel mir Glenda in die Arme.

Mochten die anderen denken, was sie wollten, sie jedenfalls bedankte sich auf ihre Art und Weise. Ich spürte ihren Körper, aber diesmal nicht in der Vergangenheit, sondern in der Gegenwart. Mit einem Ohr hörte ich noch, wie Lady Sarah sagte: »Kinder, eins weiß ich genau. Ich mache nie mehr ein Preisausschreiben mit...«

Natürlich konnten wir Rom nicht verlassen, ohne Erklärungen abzugeben. Ich wollte nicht mit den Beamten der normalen Polizei sprechen, sondern schaltete den italienischen Geheimdienst SIFA ein. Und es kam auch jemand vom Vatikan.

In einer langen Sitzung sprachen wir über das Problem. Der Vertreter des Vatikans hörte aufmerksam zu, gab selbst jedoch keinen Kommentar ab, auch nicht, als ich ihn nach den Sibyllinischen Büchern fragte.

»Warum reden Sie nicht?« wollte auch der SIFA-Mann wissen.

Da lächelte der andere. »Vieles ist im Dunkel der Geschichte geblieben, und ich finde, daß dies auch so bleiben soll. Vielleicht gibt es diese Bücher, vielleicht auch nicht. Ist es nicht besser, wenn sich die Menschheit darüber den Kopf zerbricht, als es genau zu

wissen. Oder welcher Meinung sind Sie?»

Ich dachte da anders. Sagte dies allerdings nicht, sondern nickte nur. Ich wollte mir nicht unbedingt einen Feind verschaffen wie den SIFA-Mann. Denn er stand auf und rannte wutentbrannt aus dem Raum. Wir gingen später, hörten von einer nahen Kirche das Läuten der Glocken und wußten, daß die Welt wieder in Ordnung war...

ENDE

[1] Siehe John Sinclair Taschenbuch Nr. 73 026 »Kalis Schlangengrube«

[2] Siehe John Sinclair Nr. 197 »Im Jenseits verurteilt«, John Sinclair Nr. 198 »Asmodinas Todeslabyrinth«

[3] Siehe John Sinclair Nr. 233 »Allein in der Drachenhöhle«